

# **Bochumer Arbeitsgruppe für Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung**

## **Arbeitspapier Nr. 10**

1. Fassung: Januar 1992

PDF-Version: April 2000

## **Wirklichkeitsprüfung** **Eine sozial-konstruktivistische Forschungsperspektive für die Psychologie**

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>3</b>
<b>2</b>	<b>Erkenntnis: Eine Begriffsklärung</b>	<b>4</b>
2.1	Einige Bemerkungen zum Radikalen Konstruktivismus . . . . .	5
2.2	Die Perspektive des Social Constructionism . . . . .	6
2.3	Die Bochumer Sozial-Konstruktivistische Perspektive . . . . .	6
<b>3</b>	<b>Was tun WissenschaftlerInnen?</b>	<b>8</b>
<b>4</b>	<b>Welchen Anforderungen sollte – aus Konstruktivistischer Perspektive – der Forschungsprozeß in der Psychologie genügen?</b>	<b>10</b>
4.1	Reflexion des eigenen Tuns (im Vorhinein) oder: Im Anfang war das Wort . . . . .	11
4.2	Reflexion der Konstruktion von Forschungsinhalten . . . . .	11
4.3	Berücksichtigung der sozialen Gebundenheit . . . . .	12
4.4	Reflexion und Dokumentation des eigenen Tuns . . . . .	13
4.5	Ethik . . . . .	14
4.6	Reflexion unserer Ansprüche . . . . .	15
<b>5</b>	<b>Wirklichkeitsprüfung</b>	<b>16</b>
5.1	Merkmale der Wirklichkeitsprüfung . . . . .	16
5.1.1	Wirklichkeitsprüfung ist empirisch . . . . .	16
5.1.2	Wirklichkeitsprüfung ist konstruktivistisch . . . . .	17
5.1.3	Wirklichkeitsprüfung ist diagnostisch . . . . .	17
5.1.4	Wirklichkeitsprüfung ist systemisch . . . . .	18
5.1.5	Wirklichkeitsprüfung ist wertgebunden . . . . .	20
5.2	Paradigmen und Analyseebenen der Wirklichkeitsprüfung . . . . .	20
5.2.1	Einleitung . . . . .	20
5.2.2	Das Narrative Paradigma . . . . .	21
5.2.3	Das Beobachtungsparadigma . . . . .	22
5.2.4	Das Introspektionsparadigma . . . . .	23
5.2.5	Die drei Korngrößen der Wirklichkeitsprüfung . . . . .	23
5.2.6	Einige Beispiele . . . . .	25
5.3	Theorie und Praxis der Wirklichkeitsprüfung . . . . .	28
5.3.1	Wirklichkeitsprüfung und die Bochumer Arbeitsgruppe . . . . .	28
5.3.2	Verfahren, die im Rahmen einer Wirklichkeitsprüfung verwendet werden könnten . . . . .	32
5.4	Zur „Validität“ von Wirklichkeitsprüfungen . . . . .	35
<b>6</b>	<b>Ausblick</b>	<b>38</b>

# 1 Einleitung

Wenn in der Wissenschaft Psychologie über Forschung geredet wird, haben wir oft den Eindruck, daß völlig selbstverständlich zwischen den Bereichen „Inhalte der Forschung“, „Methoden“ und „Erkenntnis- oder Wissenschaftstheorie“ getrennt wird. Der „Inhalt“ von Forschungsarbeiten, die „Tatsachen“, um die es gehen soll, kurz, der „Forschungsgegenstand“ also, scheint schon vor jeder wissenschaftlichen Bemühung und vor allem unabhängig von ihr zu existieren. Wissenschaft ist's, wenn der oder die Forschende die Wirklichkeit „abfragt“ und Antwort erhält.

Die Methoden, mit deren Hilfe die Wirklichkeit „abgefragt“ bzw. „abgebildet“ wird, gelten dabei als strikt „neutral“, oder sie sollten zumindest möglichst neutral sein. Sie sind den wissenschaftlichen Konventionen gemäß kalibriert und validiert und deshalb geeignet, zu klären, was in der ungeordneten, der noch nicht „entdeckten“ Wirklichkeit denn so Sache ist.

Erkenntnistheoretische Überlegungen sind im traditionellen Wissenschaftsspiel ein Luxus. Wer Spaß daran hat, kann sich mit einem so philosophischen (d. h. auch „abgehobenen“ und „unkonkreten“) Thema beschäftigen; für die „Feststellung“ der „eigentlichen“, „konkreten“ empirischen Befunde ist dies jedoch ohne Bedeutung und Gewicht (ein Beiwerk sozusagen), wenn nicht sogar störend:

- „Wenn ich schwimme, kann ich dabei nicht darüber nachdenken, was ich da mache, sonst gehe ich unter!“<sup>1</sup>

Demgegenüber sind aus der Sicht einer sozial-konstruktivistisch betriebenen Psychologie die oben genannten Bereiche „Inhalte der Forschung“, „Methoden“ und „Erkenntnis- oder Wissenschaftstheorie“ keineswegs unabhängig voneinander. Alle „Ergebnisse“ wissenschaftlicher Forschung und ihre Gewichtung sind, unserer Ansicht nach, abhängig vom „erkennenden Subjekt“ und seiner Weltsicht und beeinflußt durch erkenntnistheoretische Prämissen, wie z. B. die Annahme, es gäbe eine „erkennbare“ Wirklichkeit. Darüber hinaus produzieren bestimmte Methoden bestimmte „Ergebnisse“, sie können also gemäß den Interessen der Forschenden eingesetzt werden. Aus einer konstruktivistischen Sicht gibt es somit keine „objektiven“ (d. h. „von Personen unabhängig gefundenen“) Ergebnisse, die irgendeiner „wahren“ Wirklichkeit und damit den „Tatsachen“ gerecht werden könnten. Die Inhalte der Forschung werden durch den Forschungsprozeß selbst erst hergestellt.

In diesem Sinne beschäftigen wir uns im 2. Kapitel dieses Arbeitspapiers zunächst mit erkenntnistheoretischen Problemen. Im 3. Kapitel analysieren wir dann von einem konstruktivistischen Standpunkt aus, was WissenschaftlerInnen so tun, wenn sie Wissenschaft betreiben. Dabei interessiert uns vor allem die Frage, wie sie zu ihren Forschungsinhalten kommen. Im 4. und 5. Kapitel wollen wir Methoden für die Psychologie entwerfen, die unseren konstruktivistischen Prämissen gerecht werden. Dabei ist uns klar, daß Methoden auch in einem konstruktivistischen Rahmen nicht an sich oder aus sich heraus zu rechtfertigen, sondern nur kontextuell, im Rahmen eines spezifischen Forschungsgeschehens, zu verantworten sind. Auch gibt es keine Methoden ohne MethodenanwenderInnen. Wir werden uns nicht von unseren Methoden fortstehlen oder uns dahinter verstecken.

Da wir der Sprache bei der Fabrikation von Erkenntnis in Alltag und Wissenschaft eine zentrale Stellung beimessen, ist es für uns wichtig, ihre Rolle in diesem Zusammenhang zu diskutieren. Hinter der Sprache, hinter den von uns benutzten Symbolen kommt ja nichts mehr, das nicht durch eben die verwendete Sprache konstruiert wurde.<sup>2</sup> Gerade in der Psychologie sind ja alle von uns geprüften

---

<sup>1</sup>Persönliche Mitteilung eines prototypischen Professors der Psychologie.

<sup>2</sup>Allen Leserinnen und Lesern, die mit dem Nachdenken über Sprache etwas unvertraut sind, bieten wir hier einen kleinen Exkurs. Als soziale KonstruktivistInnen gehen wir davon aus, daß Sprache nicht Realität abbildet, sondern sie, im Diskurs, herstellt. Wir erzeugen unsere Welt, indem wir sie denken. Wir möchten hier zwischen zwei Sprachebenen

„empirischen“ Zusammenhänge nur Zusammenhänge im Sprachraum. Auf diesem Hintergrund erscheint uns der Sprachstil der traditionellen empirischen Psychologie ziemlich komisch, in der in positivistischer Weise von „Befunden“, „Daten“, „Beweisen“, „Belegen“, „Fakten“ und „Tatsachen“ die Rede ist. Wir ziehen eher eine konjunktivische Sprache vor, eine Sprache also, die deutlich macht, daß es sich bei dem jeweils Gesagten um etwas Gesagtes handelt (Konjunktiv I in der indirekten Rede), und daß es sich bei diesem Gesagten weniger um Tatsächlichkeiten, sondern eher um Möglichkeiten handelt (Konjunktiv II als Ausdruck der Nichtwirklichkeit). Der Ausdruck „konjunktivische Sprache“ soll dabei nicht bedeuten, daß aus einer konstruktivistischen Perspektive heraus eigentlich nichts mehr mit Bestimmtheit behauptet werden könne, sondern daß die Voraussetzungen einer Behauptung als ihre Bestandteile mit expliziert werden sollten.

Was wollen wir mit diesem Papier?

- Die theoretische Durchdringung des Gesamtkomplexes der Anwendung von Methoden in der Psychologie, und
- die Vorstellung einiger Grundgedanken zur Theorie und Praxis von Wirklichkeitsprüfungen.

## 2 Erkenntnis: Eine Begriffsklärung

In diesem Kapitel geht es um metatheoretische Überlegungen zum Begriff Erkenntnis. Was ist Erkenntnis, welche Art von Erkenntnis ist in der Wissenschaft Psychologie überhaupt möglich? Welchen epistemologischen Status hat das „Erkannte, Entdeckte“?

Zunächst unterscheiden wir begrifflich zwischen der subjektunabhängigen Realität (dies ist die unabhängig von uns existierende Welt da draußen), über die wir niemals etwas „wirkliches“ aussagen können, und der Wirklichkeit, sowie sie von Individuen als Produkt hergestellt wird. Realität kommt nicht einfach durch unsere Sinnesorgane in unseren Kopf hinein und repräsentiert sich dort (Abbildtheorie oder naiver Realismus), sondern sie wird als Wirklichkeit konstruiert.

Alle konstruktivistischen Richtungen gehen davon aus, daß es keine Erkenntnis ohne Erkennende gibt und geben kann. Es gibt keine Beobachtungen ohne BeobachterInnen: Alles was gesagt wird, wird von jemand gesagt. Da somit jede Erkenntnisaussage über die Welt niemals zu trennen ist von der Person, die die „erkennende“ Aussage über die Realität macht, ist klar, daß die Realität als solche nicht erkennbar ist. Dies nennen wir, Glasersfeld folgend, den epistemologischen Solipsismus.<sup>3</sup>

Im folgenden werden wir einige wenige ausgewählte Aspekte zweier etablierter konstruktivistischer Perspektiven, des „Radikalen Konstruktivismus“ und des „Social Constructionism“ beleuchten, um

---

unterscheiden: der Objekt- und der Metaebene. Auf der Objektebene gibt es eine einigermaßen brauchbare „Korrelation“ (im Sinne Mauthners, vgl. Arbeitspapier Nr. 2) zwischen dem gesprochenen Wort und dem mit dem Wort bezeichneten Gegenstand (Hund, Katze, Maus, Tisch, Stuhl) außerhalb der Sprache. Die Sprache als System besitzt hier in ihrem Umweltbereich, in der Realität, einigermaßen „adäquate“, gegenständliche Korrelate, auf die sie sich bezieht. Daß diese Objektebene kein ontologisches A priori darstellen muß und daß bereits hier gemäß eines idiosynkratischen Bedeutungsmodells dem Wort ein Wert zugeordnet wird, sei nur am Rande vermerkt. Im Alltag und in der Psychologie bewegen wir uns jedoch hauptsächlich auf einer Metaebene der Sprache. Damit ist jede Sprache gemeint, die außerhalb ihres Sprachraumes keine „adäquaten“ Korrelate aufweist und sich somit nur auf sich selbst bezieht. Erfindungen dieser Ebene sind Scheinbegriffe und Wortgespenster (sensu Mauthner, vgl. Arbeitspapier Nr. 2) wie „Gefühl“, „Persönlichkeit“, „Motivation“, „Schizophrenie“ etc. Auf dieser Ebene kommt, wie oben erwähnt, hinter der Sprache, hinter den von uns benutzten Symbolen nichts mehr, das nicht durch die eben verwendete Sprache konstruiert wurde. Durch die vorgeschlagene Trennung dieser Ebenen kann erreicht werden, daß die Reifizierung, Objektivierung, Substantivierung und Ontologisierung dieser nur im Sprachraum existierenden Luftwesen vermieden wird.

<sup>3</sup>Nebenbei bemerkt: KritikerInnen, die vom Konstruktivismus überhaupt nichts verstehen, werfen KonstruktivistInnen regelmäßig einen ontologischen Solipsismus vor. Sie wollen damit behaupten und sich dann darüber lustig machen, daß KonstruktivistInnen keinerlei außerhalb von ihnen existierende Welt anerkennen oder gelten lassen.

dann unsere Überlegungen zu Grundfragen der Erkenntnis und speziell zu Grundfragen wissenschaftlicher Erkenntnis zu entwickeln.

## 2.1 Einige Bemerkungen zum Radikalen Konstruktivismus

Im Radikalen Konstruktivismus wird zunächst gesagt, daß ein Erkennen der Realität nicht möglich ist. Wie funktioniert aber nun Erkenntnis? Wie wird Wirklichkeit konstruiert? Dazu werden im Radikalen Konstruktivismus prozeßorientierte Aussagen über das Konstruieren von Wirklichkeiten (z. B. informationelle Geschlossenheit, Rekursivität, Selbstreferentialität) gemacht. Wir wollen hier im einzelnen nicht auf die neurobiologischen und kybernetischen Grundlagen eingehen. Interessierte Leser und Leserinnen seien auf unser Arbeitspapier Nr. 7 und auf Schmidt<sup>4</sup> verwiesen. Im folgenden möchten wir uns ausschließlich mit Aussagen des Radikalen Konstruktivismus zur Beziehung von Wirklichkeitskonstruktion und Realität beschäftigen.

Im Radikalen Konstruktivismus wird oft gesagt, daß lebende Systeme in der Realität „auf oder an Grenzen“ stießen, und es wird der Begriff der „Viabilität“ von Wirklichkeitskonstruktionen eingeführt. Als „viabel“ werden dann Konstruktionen bezeichnet oder qualifiziert, die eben nicht an „Grenzen“ stoßen. Damit soll wohl angedeutet werden, daß die Realität in einem gewissen Sinne beschränkend auf die Wirklichkeitskonstruktionen zurückwirke. Oder anders: Die Realität lasse nur bestimmte Arten von Wirklichkeitskonstruktionen zu. Die Viabilität soll dann etwas über das Verhältnis von Realität und Wirklichkeitskonstruktionen einzelner lebender Systeme aussagen. Viabilität sei also dann gegeben, wenn Wirklichkeitskonstruktionen nicht an der Realität scheiterten.

Uns scheint sich die Gefahr zu ergeben, daß hier durch die Hintertür wieder „objektive“ Kriterien zur Entscheidung über die Angemessenheit von Wirklichkeitskonstruktionen (z. B. im Rahmen psychologischer Theorien) eingeschleust werden. Deswegen folgen einige kritische Gedanken zum Konzept der „Viabilität“:

- Im strengen Sinne (Glaserfeld) bedeutet „viabel“ einfach nur „nicht gescheitert“. Somit wären alle derzeit bestehenden Wirklichkeitskonstruktionen gleichermaßen viabel und wir könnten mit Hilfe des Viabilitäts-Begriffs zwischen verschiedenen derzeit existierenden Theorien und Wirklichkeitskonstruktionen nicht entscheiden. Aus dem Viabilitäts-Konzept ist auch nicht ableitbar, daß man/frau aus dem aktuellen Scheitern von Konstruktionen Schlüsse über die Realität oder ihre Grenzen ziehen könnte.
- Wir kommen mit der Vorstellung, daß lebende Systeme an Realitätsgrenzen stoßen, nicht besonders zurecht. Die Grenzen eines Weges oder eines Systems sind doch nicht als solche definiert, sie werden statt dessen kommunal, sozial etabliert. Wir halten es für wichtig, Viabilität nur unter einer phylogenetischen Perspektive zu betrachten und dieses Kriterium nicht unter der Hand zur Legitimation kommunaler Zustände oder Gepflogenheiten zu verwenden. D. h., Personen können sich aktuell nicht an diesem Kriterium orientieren, sie können nichts über die Viabilität ihres eigenen Verhaltens wissen (sonst würden die Menschen dem Untergang ihrer derzeitigen Lebensräume nicht so sorglos zusehen). Erst im Nachhinein, im historischen Blick zurück ließe sich etwas über die Viabilität vergangener Lebensformen sagen, wobei die zu treffenden Aussagen dann doch wohl sehr schlicht wären: Die untergegangene Lebensform war dann eben die nicht viabel gewesene.
- Es ist absehbar, daß das Konzept der Viabilität ebenso mißverstanden werden wird wie das Konzept der Anpassung (survival of the fittest) in der Evolutionstheorie (etwa von Lorenz

---

<sup>4</sup>SCHMIDT, S. J. (Hrsg.) (1987): *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. – Frankfurt am Main : Suhrkamp

oder Eibl-Eibesfeldt), nämlich als Eigenschaft, die Wirklichkeitskonstruktionen in unterschiedlichem Ausmaß zukommen kann. Dies ist für unseren Geschmack zu biologistisch, da der Sozial-Darwinismus, die Erhaltung der Art, und Triebe aller Art hier ohne Mühe und munter durch die Hintertüre wieder hereinspazieren können, daß es eine Art ist. Wie schon oben erwähnt, besteht ganz grundsätzlich die Gefahr, daß durch eben diese Hintertür auch wieder ein externes, absolutes und von BeobachterInnen unabhängiges Kriterium für die Beurteilung von Wirklichkeitskonstruktionen und Theorien eingeführt werden kann. Und dies kann uns nicht gefallen, denn gerade aus der Unmöglichkeit der Gewißheit von Erkenntnis ergeben sich ethische Konsequenzen, die wir am Radikalen Konstruktivismus eigentlich sehr schätzen. Ganz abgesehen davon, daß wir den Beigeschmack von Evolutionstheorie und „Arterhaltung“, den das Wort „Viabilität“, also „Überlebensfähigkeit“ hat, nicht mögen. Wir möchten dieses Konzept daher lieber nicht verwenden.

Leider wird im Radikalen Konstruktivismus über die Inhalte von Wirklichkeitskonstruktionen nichts gesagt (wie etwa die konkreten Vorstellungen von Menschen von und in ihren verschiedenen Lebenskontexten). Dies mag uns nicht genügen, da wir in Alltag und Wissenschaft mit kommunal etablierten Inhalten leben müssen. Oder anders: Uns interessiert nicht nur das Grundsätzliche (z. B. Selbstreferentialität), uns interessieren die inhaltlichen Feinheiten.

## **2.2 Die Perspektive des Social Constructionism**

Im Gegensatz zum Radikalen Konstruktivismus beschäftigt sich der Social Constructionism (z. B. im Sinne Gergens) vor allem mit dem Inhalt und mit der Geschichte von Wirklichkeitskonstruktionen, z. B. mit gesellschaftlichen Konstruktionen von Liebe, Aggression und Gefühlen. Als Ort der Wirklichkeitskonstruktion wird dabei nicht das Individuum betrachtet, sondern der kommunale Diskurs. Wirklichkeit existiert für soziale KonstruktionistInnen nur dort, zwischen den Menschen, und auch individuelle Erkenntnis ist letztlich vom sozialen Diskurs bestimmt.

Die Frage nach der Erkennbarkeit einer außerhalb des Diskurses liegenden Realität ist für den Ansatz des Social Constructionism nicht relevant. Sofern wir überhaupt einen Zugang zur Realität haben, würden die Aussagen über die Realität doch wieder den Regeln des jeweiligen kommunalen Diskurses folgen. Inhalte interessieren so als Vergegenständlichungen sozialer Prozesse. Im Gegensatz zum Radikalen Konstruktivismus werden in diesem Ansatz keine biologistisch-normativen Aussagen über Erkenntnis bzw. über Wirklichkeitskonstruktionen gemacht. Es gibt hier keine Letztbegründungen für das So-Sein kommunaler Verhältnisse (wie etwa „Erhaltung der Art“, „Lebenstrieb“ etc.).

Natürlich sind soziale Konstruktionen innerhalb eines kommunalen Systems außerordentlich wirksam und wirklichkeitsstiftend und damit in einer gewissen Weise auch interaktionell normativ, indem die Beschreibung der sozialen Konstruktionen (Plausibilitäten) zur Rechtfertigung der Verhältnisse herangezogen wird.

## **2.3 Die Bochumer Sozial-Konstruktivistische Perspektive**

Wenn wir in anderen Zusammenhängen<sup>5</sup> auch häufig betont haben, daß wir die Perspektive des Radikalen Konstruktivismus und des Social Constructionism im Bochumer Sozialen Konstruktivismus verbinden wollen, so möchten wir uns in diesem Arbeitspapier doch ganz klar auf die Seite der sozialen KonstruktionistInnen schlagen: Wir nehmen an, daß Erkenntnis, also auch wissenschaftliche Erkenntnis, sozial, im Diskurs, hergestellt wird. Wir gehen also davon aus, daß in Alltag und

---

<sup>5</sup>Vgl. BECKER, Jochen ; BORG-LAUFS, Michael ; DUDA, Lothar ; MATTHIES, Ellen (1991): *Sozialer Konstruktivismus : Eine neue Perspektive in der Psychologie*. – In SCHMIDT, Siegfried J. (Hrsg.) (1992): *Kognition und Gesellschaft : Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2*. – Frankfurt am Main : Suhrkamp

Wissenschaft soziale Konstruktionen (Vorstellungen, Vorurteile, Urteile, Meinungen aller Art) als Erkenntnisse ausgegeben werden, und daß diese Erkenntnisse Wirklichkeit und schließlich auch Realität schaffen. Oder anders: Wirklichkeit wird hergestellt, indem auf eine bestimmte Art und Weise über eben diese Wirklichkeit gesprochen wird. Und Wirklichkeit wird in unserer Kultur regelmäßig zum Wahrheitskriterium.

So betrachtet scheinen uns vor allem zwei Aspekte zentral:

- die Macht über Produktionsmittel zur Wirklichkeitsherstellung und
- die Rolle des (kommunalen) Konsenses bei der Wirklichkeitsfabrikation.

Wenn zum Beispiel im politischen oder wissenschaftlichen Alltag Wirklichkeit dadurch hergestellt wird, daß bestimmte Sprachfiguren eben einfach immer wieder aufgesagt werden, stellt sich die Frage, ob alle Menschen hier die gleichen Chancen der Wirklichkeitsherstellung haben. Diese Frage muß sofort verneint werden, da Produktionsmittel benötigt werden, um bestimmte Wirklichkeitsbehauptungen möglichst oft und vielfältig aufsagen zu können (Produktionsmittel zur Produktion von Wahrheitsprodukten). Schließlich werden plausible Selbstverständlichkeiten ja erst durch ihre massenhafte Veröffentlichung und Propagierung zu plausiblen Selbstverständlichkeiten.<sup>6</sup> Die Macht über die oder der Besitz der Produktionsmittel zur Erzeugung von Äußerungen über Wirklichkeiten in Alltag und Wissenschaft hat also einen ganz entscheidenden Einfluß auf das, was als Wirklichkeit und Wahrheit kommunal etabliert und anerkannt wird (es werden ja nun wirklich nicht alle möglichen Themen gefördert oder propagiert).

Eine ganz große Rolle bei der Bestimmung dessen, was denn nun Wirklichkeit sein könnte, spielt in unserer Kultur der Konsens, die „demokratische“ Mehrheit. Kurz: Wir stehen vor dem fatalen Gedanken, daß etwas dann wirklich ist, wenn's die Mehrheit glaubt. Und wegen dieses Glaubens finden auch die gigantischen Schlachten der Wirklichkeitskonstruktion, der medialen Beeinflussung und Dauer-Bedudelung statt (Wahlkämpfe, Kriege, Werbekampagnen), um eben Meinungsmehrheiten zu erzielen. Wer die Mehrheit hinter sich hat, hat wahrheitsgemäße Aussagen über die Realität gemacht und ist somit im Recht! Sehr fatal, wenn nicht letal.

Auch in der traditionellen Wissenschaft von den Lebewesen (wir meinen hier die traditionelle Psychologie) herrscht ein enormer Konsensdruck. Ja, das Kennzeichen der traditionellen Wissenschaft, der Schulweisheiten, ist geradezu der Konsens, die allseits akzeptierte und plausible Lehrmeinung, die dem aktuellen Stand der Forschung eben entspricht (siehe das folgende 3. Kapitel). Grundlage dieser Maxime ist, daß die Konsens-Meinung natürlich niemals falsch oder unsinnig sein kann. Da mag es schon einmal Mode- oder Randthemen geben (z. B. Konstruktivismus), auch Kritik am Hauptduktus oder gar eine „Initiative zur Erneuerung der Psychologie“ und vieles andere mehr; allein die Hauptströmung der traditionellen Psychologie (gezeichnet von Empirizismus, Methodolatrie und Reduktionismus) strömt unbeirrt weiter. Wie im wirklichen Leben können diejenigen, die die Macht über die Produktionsmittel haben, gelassen alle „Anrempeleien“ aussitzen und dazu sagen: „Die Karawane zieht weiter!“<sup>7</sup> Die Frage ist nur, wohin zieht sie?

Wir können also nicht davon ausgehen, daß Konsens-Konstruktionen in Alltag und Wissenschaft, daß kommunale Weisen der Welterzeugung, die dann die Welt bedeuten, sinnvoll oder vernünftig sind. Dies würde ja sinnvolle und vernünftige Diskurse über die angebliche Wirklichkeit voraussetzen. Wer

---

<sup>6</sup>„Jede Nachricht ist Gelegenheit der Regierung“ sagt Ossi Wiener, und der weiß es (Vgl. WIENER, Oswald (1985): *Die Verbesserung von Mitteleuropa*. – Roman. – Reinbek : Rowohlt).

<sup>7</sup>Siehe die Auseinandersetzung zwischen Heiner LEGEWIE (*Argumente für eine Erneuerung der Psychologie*) und Theo HERRMANN (*Diesmal diskursiv – schon wieder eine Erneuerung der Psychologie*) im *Report Psychologie*, 1991, Heft 2 (Februar), Seite 11–27!

ist dazu fähig? Wo sind solche Diskurse zu hören? „Sinnvoll, plausibel und vernünftig“ erscheinen uns eher als Qualifikatoren, die der Erhöhung der Legitimation des eigenen Diskurses dienen sollen.

Die Bochumer Arbeitsgruppe hat sich bisher primär mit den Inhalten des „Erkannten“ (z. B. mit Skripten und Sprachfiguren) beschäftigt und nur in Ansätzen auch damit, wie soziale Konstruktionen denn nun entstehen und sich verändern. Allerdings hatten wir etwa in unserem Arbeitspapier Nr. 8 den Gedanken, daß durch das Lesen einer aufzählenden Beschreibung von Beziehungs-Skripten eine Distanzierung von den soeben gelesenen Skripten erfolgen könnte. Dieser Aufklärungsmythos setzt höhere kognitive Prozesse als eine Art Monitorsystem voraus, in denen unbedachte Gewohnheiten reflektiert und anschließend verändert werden können. Wir wissen, daß wir hier ein Menschsein voraussetzen, welches aufgrund massiver Sozialisationseinwirkungen leider nur allzu oft verschüttet ist. Dennoch möchten wir uns von dieser Utopie nicht verabschieden.

In den folgenden Kapiteln dieses Arbeitspapiers werden wir dem geneigten Leser und der geneigten Leserin unsere Perspektive von Forschung weiter explizieren.

### **3 Was tun WissenschaftlerInnen?**

Wir gehen zunächst auf traditionelle und derzeit gängige Perspektiven ein, um dann im folgenden eine konstruktivistische Perspektive zu entwerfen.

Fast alle WissenschaftlerInnen sind fest im naiven Realismus verwurzelt, das ist ihre Epistemologie. Sie verstehen sich als WirklichkeitsentdeckerInnen: Mit Hilfe von Experimenten beweisen sie Wirklichkeiten.<sup>8</sup> Widersprüche zwischen „Befunden“ aus verschiedenen Experimenten werden hier niemals auf die prinzipielle Unentdeckbarkeit der Realität zurückgeführt, sondern ausschließlich darauf, daß Methoden perspektivisch und vorläufig sind und/oder unsauber verwendet wurden. Wären die Methoden „sauber“ angewandt worden, hätte sich die Wirklichkeit schon eindeutig gezeigt.

Deshalb ist es in diesem traditionell-folkloristischen Denken so wichtig, methodisch „sauber“ zu arbeiten, um eben ein „sauberes“ (Ab)Bild von der Wirklichkeit zu bekommen. Alle Beteiligten am Forschungsprozeß sind sich einig: Ständige Verbesserungen der Methoden, insbesondere durch Verringerung von „Fehlervarianzen“ und das Eliminieren von „Störfaktoren“ (womit die Verhinderung des Einbrechens von Lebensäußerungen der untersuchten Personen in den hermetisch verriegelten Forschungsraum gemeint ist), werden dazu führen, daß die Forschenden zur Wahrheit und zum Licht gelangen werden. Das nennen wir Methodolatrie!

In der traditionellen Veröffentlichungspraxis, die die wesentliche Basis für die Karriere- und Aufstiegsmöglichkeiten junger WissenschaftlerInnen bildet und die gewissermaßen das Sprungbrett bereitstellt, mit dem man/frau sich in die Wissenschaftsgemeinde hinein katapultiert – in die Presseorgane der traditionellen Psychologie also – gelten nur bestätigte Hypothesen und signifikante Ergebnisse als interessant und mitteilenswert. Erst wenn in mühevoller Kleinarbeit eine ausreichende Parzellisierung des Untersuchungsgegenstandes, eine ausreichende Labilisierung der Versuchspersonen (und damit deren Ausschaltung als Subjekte) und eine eindeutige Zurichtung der Fragestellung (durch geschickte Operationalisierung) erreicht worden ist, wird die Arbeit anerkannt (vgl. Arbeitspapier Nr. 1). Interessanterweise verletzen die traditionell arbeitenden ForscherInnen mit dieser Veröffentlichungspraxis eine Grundannahme des Kritischen Rationalismus, auf den sie sich doch berufen: Nach dem Falsifikationsprinzip müßten gerade Nicht-Ergebnisse, müßte das Scheitern von Hypothesen interessant und veröffentlichungswürdig sein. In diesem Sinne: Wissenschaftliche Zeitschriften, als Medien der guten Nachrichten, sind im Grunde voll mißglückter Falsifikationen!

---

<sup>8</sup>Nach diesem hehren Prinzip arbeiten auch AnhängerInnen des Kritischen Rationalismus; selbst wenn sie sich liberal gerieren und das Falsifikationsprinzip so auslegen, daß sie sich dem Konzept der Viabilität annähern.



So ist es zwar möglich, die eine oder andere „mißglückte“ Studie auch im traditionellen Wissenschaftsdiskurs publik werden zu lassen, aber nur, um auf diese Weise zu einer Methodenverbesserung beizutragen. Der Volksmund, der eh all’ das schon weiß, was ForscherInnen in der Psychologie in ihrem mühevollen Tagewerk der Welt an Erkenntnisbröckchen entreißen, meint dazu: „Aus Fehlern lernt man!“

Wir mahnen also zur Vorsicht: Das kritisch-rationalistische Falsifikationsprinzip ist nichts für den offiziellen Forschungsalltag. Denn sollten Forschende in der Mehrzahl ihrer Studien „erfolglos“ und hypothesenkonträr arbeiten und dies auch munter und ohne vorgehaltene Hand auf experimental-psychologischen Fachtagungen und dergleichen in die Welt tragen, dürfte sich das oben genannte Sprungbrett zur Karriere eher als Startrampe für eine Bauchlandung erweisen.

Problematisch erscheint uns auch, daß die der jeweiligen Untersuchung zugrunde liegenden Theorien oder Paradigmen nicht angetastet, sondern gleichsam axiomatisch gesetzt werden. Dies heißt genauer, daß mit dem Mißlingen eines Versuches lediglich ein Anwendungsbeispiel, nicht aber die Theorie als solche zusammenstürzt und folglich auch lediglich die Methode optimiert oder die konkrete Hypothese abgewandelt oder angepaßt werden muß. Die „leider Gottes noch nicht so idealen Methoden“ dienen so, neben der Abqualifikation unpopulärer, auch und gerade der Aufrechterhaltung und Immunisierung populärer Theorien. Diese dem Falsifikationsprinzip inhärente Immunisierungstendenz von Theorien wird im allgemeinen nicht explizit gemacht.

Wir denken, daß die traditionelle Psychologie durch diese Praxis ihre Inhalte zugunsten von Methoden verliert. Da der Methodenapparat sich im Rahmen optimaler Kategorisierungen als Objektivierungs- und Ontologisierungsinstanz permanent selbst legitimiert (methodistische Waschmaschine), wird jeder Inhalt möglich und beliebig. Wissenschaftliche Diskurse finden dann nur noch innerhalb des methodischen Regelwerkes statt. Und überhaupt: Was machbar ist, wird auch gemacht: Es geht nur noch darum, ob Untersuchungen methodisch sauber sind und nicht darum, ob Inhalte verantwortbar sind.

Die besondere Betonung von Methoden dient dazu, die Hegemonie über die Wahrheitsproduktion zu bekommen und zu erhalten. WissenschaftlerInnen können sich also nur auf „neue“ Inhalte beziehen, wenn sie sich dem traditionellen Methodenkanon unterwerfen. Tun sie dies nicht, gelten sie selbst und die Inhalte als nicht akzeptabel. Da es zugleich keine „perfekte“, keine „endgültige“ Methodenanwendung geben kann, besteht darüber hinaus immer die Möglichkeit, Inhalte per Methodenkritik zu erledigen: „Ja, schau’n’S, erlaubt Ihr Daten-Niveau denn überhaupt die Berechnung Neyman-Pearson’scher Korrelationen?“ Ach ja, Wissenschaft, Du hartes Brot.

Weitere Möglichkeiten zur Wirklichkeits- und Wahrheitsproduktion und zur Abwehr nicht systemkonformer Ideen ergeben sich, wie wir im vorigen Kapitel beschrieben haben, natürlich auch aus der Herrschaft über die Produktionsmittel (Gelder, Geräte, Personal, Veröffentlichungsmöglichkeiten, Verlagskontakte, Qualifikationsmöglichkeiten, Prüfungsberechtigungen, usw.).

Es dürfte klar geworden sein, daß uns aus konstruktivistischer Perspektive die traditionelle Position des methodistischen Objektivismus nicht haltbar zu sein scheint. Darüber hinaus denken wir, daß sie zu wenig sinnvollen und nützlichen „Ergebnissen“ führt. Für soziale KonstruktivistInnen scheint es ziemlich klar zu sein, daß wir aufgrund unserer informationellen Geschlossenheit im Rahmen eines wissenschaftlichen Forschungsbemühens nur etwas „erkennen“ und „entdecken“ können, was uns schon vorher vorstellbar, was (kommunal) sagbar erschien. In der traditionellen naiv-realistischen Wissenschaft werden die Reaktionsmöglichkeiten der Versuchspersonen so eingeschränkt, daß praktisch nur Reaktionen (als abhängige Variable) auftreten, die von den ForscherInnen vorhergesagt wurden. Kommt es zu anderen Lebensäußerungen, so werden diese ignoriert oder uminterpretiert, da sie (kommunal) nicht vorstellbar waren.

Dazu kommen die Auswirkungen der Fächertrennung in der Psychologie: Ein übergreifender und selbstkritischer Diskurs, falls es ihn jemals gegeben hat, wurde im Zuge der akkuraten Aufspaltung der Psychologie in verschiedene Fachbereiche immer mehr durch spezifisches „Expertentum“ abgelöst, in dem gegenseitiges, kritisches Hinterfragen der jeweils anderen Positionen oft nur als unzulässiges, die fachliche „Autorität“ anzweifelndes Hineinfunken betrachtet wird. Die Gedanken, Fragen und „Ergebnisse“ des jeweils anderen Fachbereiches werden nicht in eigene Paradigmenentwicklungen einbezogen, weil sie ja nichts mit dem eigenen Fach zu schaffen haben.<sup>9</sup> So wird mit Hilfe der Fächertrennung das unbekümmerte Weiteräsen auf offensichtlich sinnlosen oder mitunter gar gefährlichen eigenen Forschungsweiden stabilisiert und immunisiert.

WissenschaftlerInnen aus einer konstruktivistischen Perspektive verstehen sich selbst als Wissenschafts- und WirklichkeitsproduzentInnen. Wissenschaft wird hier explizit als Fabrikation von Erkenntnis gesehen, während sie traditionellerweise als Erkennen von Realität verstanden wird.

Im Konstruktivismus sind Methoden den Inhalten sowohl vor- als auch nachgeordnet, je nachdem welche Aspekte wir akzentuieren wollen. Einerseits sind sie ihnen vorgeordnet, da Methoden Inhalte erst herstellen. Andererseits sind Methoden den Inhalten nachgeordnet, da die Entscheidung über die Verantwortbarkeit der Inhalte wichtiger ist als die Entscheidung über die Verantwortbarkeit der Methoden. Es gibt keine an sich guten oder sauberen Methoden. In der traditionellen Psychologie müssen Forschende lediglich die Verantwortung für die Sauberkeit der angewandten Methoden tragen; im Konstruktivismus tragen wir auch Verantwortung für die produzierten Inhalte.

Aus konstruktivistischer Perspektive geht es in der Psychologie (als Wissenschaft von den Lebensäußerungen) in erster Linie um die Inhalte und den Prozeßcharakter von Lebensäußerungen. Methoden bestimmen nur den Möglichkeitsraum dessen, was vom Inhalt sichtbar werden kann. Der Diskurs über Inhalte kann zu einer ethischen Legitimation der Methodik führen. Es kann weder um das unreflektierte Suchen nach „wirklichen“ Inhalten noch um den bedenkenlosen Einsatz „sauberer“ Methoden gehen. Inhalt und Methode sind nicht voneinander zu trennen und müssen im Diskurs gemeinsam verhandelt werden. Eine Frage wie „Erlaubt Ihr Daten-Niveau die Berechnung von Neyman-Pearson Korrelationen“ wäre für KonstruktivistInnen eher mit dem Zusatz „vor allem im Hinblick auf die Konsequenzen, die die Ergebnisse ihres Fragebogens für die berufliche Zukunft der getesteten Person haben werden“ sinnvoll.

KonstruktivistInnen haben zwar auch keine Möglichkeit, über ihre Strukturen hinauszugelangen. Auch wir können nur finden, was wir uns vorab vorstellen können. Wir können jedoch versuchen, uns mehr vorzustellen. Das heißt, wir können versuchen, Situationen zu schaffen, in denen sich unsere Vorstellungen von der Wirklichkeit differenzieren, überraschen und anreichern lassen. Wir finden es faszinierend, uns im dialogischen Forschungsgeschehen gerade subjektive, idiosynkratische Kombinationen kommunal plausibler Mythen und Sprachfiguren erzählen zu lassen. Und um dies zu erreichen, werden wir unter allen Umständen versuchen, die Äußerungsmöglichkeiten unserer Versuchspersonen eben nicht einzuschränken oder zu beschneiden. Diese aus dem sozialen Diskurs zwischen Forschenden und beforschten Personen, aus der Forschungsaktivität als Diskurs entstehende Faszination möchten wir nachhaltig betonen.

#### **4 Welchen Anforderungen sollte – aus Konstruktivistischer Perspektive – der Forschungsprozeß in der Psychologie genügen?**

Wie wir im vorigen Abschnitt deutlich gemacht haben, bestimmen sich Forschungsinhalt und Forschungsmethode gegenseitig. Je nachdem, wie wir die Akzente setzen, verändert und relativiert die

---

<sup>9</sup>Zitat aus einem Seminar zur Sozialpsychologie: „Sprache hat doch nichts mit Sozialpsychologie zu tun; wenn Sie was über Sprache wissen wollen, müssen Sie zu den Sprachpsychologen gehen!“

Methode den Inhalt und umgekehrt. Wir können auch sagen, Methode und Inhalt stehen in einem rekursiven Definitionsverhältnis. Diese rekursive Beziehung besteht nicht nur auf einer Makroebene, z. B. in dem wir uns im Nachhinein fragen, was mit der Methode vom Inhalt übriggeblieben ist, sondern auch auf einer Mikroebene, indem wir z. B. in Forschungsgesprächen unsere Sprache der der Befragten angleichen (vgl. etwa Labovs Position in der Soziolinguistik) oder indem wir z. B. in einem aktuellen Dialog nachfragen, weil wir den Eindruck haben, die Person werde bei einer weiteren Ermunterung verschiedene Sprachfiguren oder Mythen noch deutlicher explizieren.

Im folgenden versuchen wir einen Katalog von Anforderungen zu entwerfen, der sich aus den oben skizzierten sozial-konstruktivistischen Überlegungen zur Forschung ergibt.

#### **4.1 Reflexion des eigenen Tuns (im Vorhinein) oder: Im Anfang war das Wort**

Im Anfang aller Forschungsbemühungen sollten Fragen folgender Art im Mittelpunkt stehen: Was will ich überhaupt machen? Was will ich untersuchen? Mit welchen Worten will ich in die Welt der Forschung hinein? Welche Lebensäußerungen erscheinen mir untersuchenswert? Wie kann ich einen angemessenen „Gegenstand“ finden (d. h. grundsätzlich herstellen)? Was kann von meinem „Gegenstand“ überhaupt erscheinen?

Dabei ist mit dem Wort, das wir auswählen, bereits der Rahmen abgesteckt, in dem wir uns bewegen werden. Wir suchen z. B. zu dem Wort „Littering“ in den Psychological Abstracts nach anderen Forschungsarbeiten und begeben uns damit automatisch in einen bereits vorher abgesteckten Bedeutungsraum, innerhalb dessen wir das Wort „Littering“ verwenden und auf den wir uns während unserer Forschungsbemühungen immer wieder beziehen können.

Wählen wir z. B. das Wort „Informationsverarbeitung“ als Überschrift für unsere Forschungsanstrengungen, schließen wir ganz bestimmte und spezifische Forschungstraditionen in der Psychologie ein (z. B. „Künstliche Intelligenz“ oder „Expertensysteme“) und andere Traditionen aus.

Wählen wir z. B. das Wort „Diskussionskripte“ als Überschrift für unsere Forschungsbemühungen, schließen wir wiederum ganz bestimmte Bereiche ein (z. B. Diskursanalysen, Interaktionen) und andere aus (z. B. „Führungseigenschaften“, „Machtmotivation“).

Damit deuten wir an, daß uns das Hauptproblem von Forschungsbemühungen in der Psychologie zu sein scheint, einen angemessenen „Gegenstand“ des Forschungsinteresses zu finden. Dabei läßt sich die Frage nach der Angemessenheit nur innerhalb eines bestimmten Kontextes beantworten. Wichtig ist, daß diese Frage überhaupt gestellt und diskutiert wird. Damit wäre für uns die Grundlage geschaffen, uns gegen allfällige psychologistische Verdopplungen, biologistische Reduktionen, psychodynamische Zeichenerfindungs-Schwurbeleien, Gefühlsherauslassungs-Kaffeeklatsch, wirtschaftsopportunistische Machbarkeitsphantasien etc. aussprechen zu können.

#### **4.2 Reflexion der Konstruktion von Forschungsinhalten**

Nachdem wir uns entschieden haben, mit welchen Worten wir in die Welt der Forschung hinein wollen, müssen wir uns weitere Gedanken darüber machen, wie wir unserem „Gegenstand“ gerecht werden könnten.

So müssen wir schlicht davon ausgehen, daß unser Forschungsgegenstand komplex ist. Unsere Methoden der Wirklichkeitsprüfung müssen der Komplexität des Gegenstandes gerecht werden. Da dies prinzipiell nicht möglich ist, sollten wir die Grenzen des eigenen Vorgehens zumindest aufzeigen und deutlich machen. Dies ist natürlich zirkulär: Da wir das zu untersuchende System als Erkenntnisgegenstand herstellen, definieren wir ja auch gleichzeitig dessen Grenzen.

Eine ganz wichtige Frage ist für uns, wie sich im Forschungsprozeß Möglichkeitsräume öffnen lassen. So sollten bei Befragungen möglichst keine festen Kategorien, sondern offene Fragen verwendet werden, damit die Untersuchten sich in ihrer Sprache darstellen können. Uns schwebt hier eine ethnomethodologische Orientierung vor: Wir müssen uns am sozialen Feld orientieren, müssen Narrationen im Feld aufnehmen, müssen unsere Methoden auf die Lebensformen in sozialen und kommunalen Feldern beziehen, müssen lernen, die Sprache des untersuchten Systems zu sprechen (vgl. das 5. Kapitel). Auch sollten wir uns vom linealen, kausalen Denken verabschieden und uns systemischen und zirkulären Denkweisen zuwenden. Das heißt nicht, daß es in Systemen nicht dennoch lineale Teilbögen (mit eher mono-direktionalen Wirkungslinien) geben kann.

Der Forschungsgegenstand sollte auch in Hinblick auf die Beforschten reflektiert werden. Wenn die beforschten Personen etwas von der Untersuchung haben sollen, kann es nicht darum gehen, irgendwelche nomothetischen Aussagen über Menschen zu machen und „Gesetzmäßigkeiten“ festzuklopfen. So erscheint uns beispielsweise eine Prozeßdiagnostik sinnvoller als eine Statusdiagnostik: Wo steht eine Person in einem bestimmten Moment innerhalb eines sozialen Systems und welches Entwicklungspotential hat sie, vor welcher Entwicklungsaufgabe steht sie?

### **4.3 Berücksichtigung der sozialen Gebundenheit**

Es ist sehr wichtig, sich immer wieder klar zu machen, daß bereits die Wortfindung, die „Gegenstandssuche“ bzw. die „Gegenstandsdefinition“ sozial eingebunden ist und daß alle Forschungsbemühungen prinzipiell auf kommunalen Konstruktionen und Plausibilitäten basieren und somit eine spezifische Soziosynkrasie<sup>10</sup> darstellen.

Unter der Berücksichtigung der sozialen Gebundenheit verstehen wir den Versuch, die eigenen kommunalen und historischen Voraussetzungen zu explizieren, d. h. den Konstruktionsakt von Wissenschaft auf dem Hintergrund sozialer Folien zu beleuchten. Dazu gehört die Explikation der eigenen sozialen Einflüsse, des sozialen Feldes, in dem man/frau sich bewegt, und des spezifischen kommunalen Wissenschafts-Systems, dem man/frau angehört, einschließlich dessen Erwartungen an „gute“ Forschung. Das kommunale System wird die Gegenstandswahl und die Wissensproduktion entscheidend beeinflussen.

Im einzelnen gehört unserer Ansicht nach zur Explikation des eigenen sozialen Hintergrundes die Diskussion folgender Punkte:

- Die Arbeitssituation der ForscherInnen,
- die Art der Untersuchung (Qualifikations- oder Auftragsarbeit) bzw. der Entstehungskontext der Arbeit,<sup>11</sup>
- (Hochschul-)Sozialisationseinflüsse (Epistemologie, Wissenschaftstheorie, Methodische Präferenzen, Menschenbild),
- Offenlegung der Ressourcen und Forschungsgelder und
- die Skizzierung stützender kommunaler Systeme.

Die Beantwortung dieser Fragen dürfte für ForscherInnen, die einzeln und alleine vor sich hin forschen, allerdings schwierig sein, wie es überhaupt schwer möglich erscheint, die eigenen Selbstverständlichkeiten zu „entdecken“. Daher möchten wir dazu anregen, daß hier verschiedene Menschen aus verschiedenen kommunalen Systemen im Diskurs aufeinandertreffen sollten. Dies könnte neue Perspektiven ermöglichen. Generell möchten wir vorschlagen, kommunale Subsysteme zu bilden, ForscherInnen-Gemeinschaften, in denen sich die Forschungs-Beteiligten wechselseitig stützen, und

---

<sup>10</sup>Wir danken Arne Raeithel für die freundliche Überlassung dieses Begriffs.

<sup>11</sup>Vgl. das Kapitel über Karin Knorr-Cetina in Arbeitspapier Nr. 7.

in denen eine nicht-zerstörerische Thematisierung auch des Nicht-Erreichten möglich ist. Das erscheint uns allemal besser, als der traditionelle wissenschaftliche Kampf „Jeder gegen jeden“ bzw. „Jede gegen jede“.

Zur Berücksichtigung der sozialen Gebundenheit aller Forschung gehört für uns aber auch die Reflexion der Beziehung zwischen ForscherInnen und Beforschten. Wir sollten Transparenz bezüglich unseres Vorgehens walten lassen, sowohl das eigene Vorgehen und die Methoden als auch die Beziehung zwischen Untersuchten und UntersucherInnen betreffend. Wir müssen uns während des Forschungsgeschehens immer wieder die Frage stellen, wie der Forschungsprozeß die Beziehung zwischen ForscherInnen und Beforschten strukturiert.

Wir würden uns wünschen, daß im Forschungsprozeß, im Sinne einer ökologischen Perspektive, der Lebenskontext, die spezifischen dynamischen Relationen der betrachteten Person, bzw. des personalen Systems innerhalb ihres kommunalen Systems beleuchtet werden, da ja versucht werden sollte, die Sprache dieser Kontexte zu „verstehen“ und in das neu konstruierte System aus untersuchender und untersuchter Person hineinzutransportieren.

#### **4.4 Reflexion und Dokumentation des eigenen Tuns**

Neben einer antizipierenden Reflexion der eigenen Forschungsanstrengungen (Was richte ich mit meiner Untersuchung eigentlich an?) sollte auch eine Reflexion im Nachhinein (Was habe ich da nur angerichtet?) erfolgen. Es geht hier um ethische Erwägungen auf einer Metaebene, es geht um die feldbezogene „Nützlichkeit“, um die kommunalen Konsequenzen der Angelegenheit. Dabei sollte die Reflexion der Konsequenzen für die Untersuchenden, die Untersuchten und für diverse kommunale Systeme (z. B. das Wissenschaftssystem) erfolgen.

In einer konstruktivistisch ausgerichteten Forschung ist der Prozeß wichtiger als das Forschungsprodukt. Es sollte bei einem Forschungsbericht daher darum gehen, anderen mehr Möglichkeiten anzubieten, an ihren Wirklichkeitskonstruktionen weiterzubauen oder diese zu verändern. Es sollten also keine „unanfechtbaren“ fertigen Produkte entstehen. Ein Schwerpunkt sollte auf den Reflexionsprozess während der Erarbeitung gelegt werden. So könnten Widersprüche, Probleme, „Nebensachen“, „Sackgassen“ etc. den BenutzerInnen oder AnwenderInnen einer Forschungsarbeit angeboten werden, anstatt retrospektiv über den langen Zeitraum der Erarbeitung eine waberige Harmoniesoße zu kippen. Die Geschichte einer Forschungsarbeit, auch die Sozialgeschichte (Wer war beteiligt, hat Anregungen gegeben? In welches kommunale System war die Untersuchung eingebettet?) muß mit aufgeschrieben werden (zumindest eine der möglichen Geschichten).

Eine Bearbeitung von „Daten“, Protokollen und Gedankengängen sollte das herausstellen, was dem/der ForscherIn wichtig, zentral und sagenenswert erscheint, d. h., womit er/sie sich im kommunalen Forschungsgeschehen mit anderen beteiligten Personen strukturell koppeln will. Natürlich muß im Rahmen des von uns vorgeschlagenen Forschungsprozesses eine Unmenge von Material reduktiv bearbeitet werden. Damit steht als Kriterium für eine unerläßliche Reduktion das interaktive Moment im Vordergrund und es geht nicht darum, das „Wesentliche“ oder „Wirkliche“ des Forschungsprozesses zu vermitteln. Mit Gergen verstehen wir jegliche Untersuchung (bzw. ihre Präsentation) als Argument im öffentlichen Diskurs, mit dem eine bestimmte Position vertreten bzw. gestützt werden soll.

Wir sollten auch im Nachhinein überprüfen, ob wir bei der Definition des Gegenstandes unseres Forschungsinteresses die traditionelle psychologistische Mystik verlassen und keine psychologistischen Verdoppelungen vorgenommen haben. Haben wir abstrakte Strukturannahmen wie „Bedürfnisse“, „Motive“, „Triebe“ oder gar „den Willen“ vermieden? Haben wir statt dessen in den Mittelpunkt unserer Forschungsbemühungen die Lebensäußerungen von Lebewesen gestellt? Wenn Diskurse

Wirklichkeit herstellen, und nicht die zugrundeliegenden psychologischen oder biologischen Eigenschaften, dann müssen unsere Forschungsbemühungen und unsere Methoden eben diesen Diskurs, dieses Aufeinandertreffen von Lebensäußerungen in aktuellen Kontexten aktuell realisierter kommunaler Systeme akzentuieren.

Die traditionelle Linie „Theorie – Experiment – Daten – Entscheidung“ wird sich in unzählige Schleifen verwandeln oder wäre jedenfalls ganz erheblich verbogen! Damit ließe sich auch der Mythos einer von den ForscherInnen unabhängigen Forschungsarbeit erschüttern.

## 4.5 Ethik

Ethische Fragen betreffen alle Aspekte des Forschungsprozesses: Die Auswahl der Worte, die Wahl der Theorie, die Definition des Gegenstandsbereiches, die Darstellungsform und die Schlußfolgerungen.

Die traditionellen Kriterien im postmodernen Hedonismus sind zunächst Machbarkeit, dann der Applaus der Gemeinde, die Akquisition von Geldern aller Art (finanzielle Förderung), und schließlich der Lohn (es muß sich (individuell) im Kapitalismus alles lohnen). Hier wird keine Verantwortung für andere Systeme/Subsysteme übernommen, da das Kriterium der Machbarkeit und des Profits alleine als Entscheidungskriterium ausreichen.

Auch entgehen traditionelle naiv-realistische Ansätze in aller Regel ethischen Fragen dadurch, daß sie sich immer nur auf eine „wirkliche Wirklichkeit“, die angeblich soeben „gefunden“ wurde, beziehen, für deren So-Sein sie nicht verantwortlich sind.

Für uns als soziale KonstruktivistInnen ist eine bestimmte Ethik natürlich immer eine Konstruktion. Dabei bedeutet Ethik für uns nicht, vorab zu entscheiden und/oder vorzuschreiben, was machenswert ist oder nicht, sondern ethisch handeln bedeutet, sich überhaupt dieser Frage zu stellen: Ist die Untersuchung es wert getan zu werden?

Noch einmal: Nicht die „richtige“ Theorie ist zu wählen, sondern dasjenige, was möglichst vielen Beteiligten mehr Möglichkeiten eröffnet. Bestenfalls können wir also zu ethisch gewichteten Möglichkeitsräumen kommen.

- Beispiel: Wozu soll eine Studie gut sein, die IQ-Messungen bei weißen Kindern aus dem Regierungsviertel von Washington und bei farbigen Kindern aus den Randgebieten der Metropole vornimmt? Die weißen und farbigen Kinder werden sich im Mittelwert ihres IQs sicher unterscheiden. Interessanter scheint uns: Warum unterscheiden sie sich? Wie stellt der Test die Unterschiede zwischen weißen und farbigen Kindern her? Und: Welche Konsequenzen lassen sich aus diesen Unterschieden ziehen?

Klar ist, daß Theorien und Gegenstandsbereiche der Forschung immer kontextuell und relational betrachtet werden müssen. Ethische Überlegungen, Vorstellungen und Gedanken beschränken den Möglichkeitsraum dahingehend, daß aus allen machbaren Handlungen die nicht machenswerten ausgeschlossen werden sollten und dadurch eine Perspektive über das eigene kommunale System hinaus eingenommen werden kann.

Unsere – vielleicht illusorische – Hoffnung ist, daß mit ihrer Explikation manche ethischen Vorstellungen auf deutliche Kritik im kommunalen System der Forschenden und der Beforschten stoßen und als nicht ausreichende Begründung für das betreffende Forschungshandeln angesehen werden.

## 4.6 Reflexion unserer Ansprüche

Der geneigte Leser und die geneigte Leserin könnten nun bei der Lektüre dieses Kapitels auf den Gedanken kommen, prinzipiell diesem Anforderungskatalog zwar zustimmen zu können, ihn andererseits jedoch auch als Zumutung, als Überfrachtung zu empfinden, ja, den Gedanken zu haben, von diesen vielfältigen Anforderungen an die Forschungspraxis hinweggeschwemmt zu werden. Bevor der geneigte Leser und die geneigte Leserin in ihren Forschungsbemühungen zur konventionalistischen, zur positivistischen Tagesordnung übergehen, bitten wir um Einhalt und geben folgendes zu bedenken: Sicher scheinen einzelne ForscherInnen angesichts unserer Forderungen leicht dem Eindruck der Überforderung unterliegen zu können. Doch Überforderungen gibt es auch im traditionellen System kritisch-rationalistischer Forschungspraxis; im traditionellen Bereich fällt es nur nicht so auf, da die Nichteinhaltung von Voraussetzungen kommunal stark eingebunden ist, gleichsam zum konventionellen Forschungsspiel mit dazu gehört (zum Beispiel gibt es in der Psychologie keine Intervalldaten und trotzdem werden Daten als solche behandelt (vgl. Arbeitspapier Nr. 1)) und hinreichende Produktionsmittel zur Verfügung gestellt werden.

Uns ist es wichtig, in diesem Arbeitspapier auch Ansprüche zu formulieren, die nicht der Pragmatik des Machbaren gehorchen. Wir wollen auch Vorstellungen entwickeln, die über das hinaus gehen, was zur Zeit in der Forschung möglich ist. So haben wir bei unseren empirischen Untersuchungen (vgl. die Arbeitspapiere 5, 8 und 9) auch nicht alle hier von uns formulierten Forderungen erfüllen können. Das liegt zum einen daran, daß wir den hier vorliegenden Forderungskatalog erst im nachhinein – als Arbeitspapier Nr. 10 – aufgestellt haben, und zum anderen daran, daß unsere An- und Einsichten über Forschungsprozesse nicht festgefügt und statisch waren und sind, sondern, wie alle unsere Gedanken, einem ständigen Fluß unterliegen und sich im Laufe der Zeit durch Perturbationen aller Art verändern oder erweitern können.

So ist die Idee, daß die Geschichte einer Forschungsarbeit mit aufgeschrieben werden müßte (siehe Abschnitt 4.4), erst im nachhinein, nach der Entstehung der Arbeitspapiere Nr. 5, 8 und 9, und während der Reflexion dessen, was wir bisher gemacht haben, entstanden. Im Kapitel 5.3 wollen wir eine Rekonstruktion der Geschichte des Arbeitspapiers Nr. 9 versuchen.

Andere Punkte unseres Anforderungskataloges, wie z. B. „Mit welchen Worten will ich in die Welt der Forschung hinein?“ (vgl. Abschnitt 4.1), haben wir – so z. B. bei Arbeitspapier Nr. 9 – schon im Vorfeld unserer Untersuchungen beachtet. Im Abschnitt 5.3.1 dieses Papiers werden wir versuchen, die Einlösung der von uns selbst aufgestellten Anforderungen im Kontext einer Untersuchung zu skizzieren und zu diskutieren.

Im Idealfall führt unser Anforderungskatalog also nicht zu einer sklavischen, einengenden Regelbefolgung, sondern er stellt eine Anregung, eine Möglichkeitsraumerweiterung und eine Einladung dazu dar, über die Umsetzung unserer Anforderungen im eigenen Kontext nachzudenken bzw. die Anforderungen zu modifizieren.

Uns schwebt vor, die methodistische Objektivitäts- und Sauberkeitsrhetorik (vgl. Arbeitspapier Nr. 1) schlicht zu ersetzen durch einen Diskurs über Inhalte und die Konsequenzen der Untersuchung dieser Inhalte. Dabei denken wir nicht nur an die unerläßliche Reflexion der eigenen Vorgehensweise, sondern wir sind zugleich auch stark daran interessiert, andere kommunale Systeme zu verstören (z. B. durch Verfremdungen) und diese Verstörungen, auch auf andere Personen hin orientiert, zu reflektieren (vgl. Arbeitspapiere Nr. 8 und 9).

## 5 Wirklichkeitsprüfung

### 5.1 Merkmale der Wirklichkeitsprüfung

„Wirklichkeitsprüfung“ ist eine Forschungsperspektive für die Psychologie, die keinerlei nomothetische Ambitionen hat, sondern die ihr Augenmerk auf Lebensäußerungen lebender Systeme in ihrem aktuellen und historischen kommunalen Kontext richtet. Im wesentlichen werden im Rahmen einer Wirklichkeitsprüfung die im kommunalen Diskurs hergestellten und individuell wirksamen Wirklichkeiten gesammelt, dokumentiert, „gezeigt“, zur Diskussion gestellt und Interessierte werden eingeladen, sich auf das Gezeigte hin zu orientieren. Wirklichkeitsprüfung kann zum Teil auf Untersuchungsparadigmen der Soziologie, der Ethnomethodologie und der Psychodiagnostik zurückgreifen.

Bevor wir im Abschnitt 5.2 näher auf die einzelnen Verfahren eingehen, sollen hier zunächst die Grundannahmen von Wirklichkeitsprüfungen expliziert werden, da sie sich von den in der derzeitigen Psychologie gehandelten und beklatschten Kriterien wissenschaftlicher Forschung erheblich unterscheiden.

Mit der Schaffung des Begriffes „Wirklichkeitsprüfung“ wollen wir gleichzeitig verschiedene bereits vorhandene Begriffe neu besetzen. Wirklichkeitsprüfung ist für uns

- empirisch,
- konstruktivistisch,
- diagnostisch,
- systemisch und
- wertgebunden.

#### 5.1.1 Wirklichkeitsprüfung ist empirisch

Wirklichkeitsprüfung versteht sich als empirisches Vorgehen, welches sich vom „empirizistischen“ Vorgehen in der traditionellen Psychologie distanzieren will. Allgemein wird nämlich in der traditionellen Psychologie unter „empirischem“ Vorgehen das Herstellen von Wirklichkeiten durch gezielte Inszenierungen von Laborexperimenten und/oder die Anwendung von geschlossenen Fragen aller Art und die Nachschaltung aufwendiger statistischer Verfahren verstanden.

Wirklichkeitsprüfung möchte nun das Wort „empirisch“ retten. Wir möchten das Wort verwenden für einen Forschungs- oder Untersuchungsprozeß etwa folgender Art:

- UntersucherInnen denken sich einen Untersuchungsgegenstand aus, der für sie (meist kommunal) sagbar und denkbar ist. Dieser Untersuchungsgegenstand wird also im Rahmen des kommunalen Systems der UntersucherInnen und somit im Rahmen ihrer Lebensformen und Lebensäußerungen denkbar und vorstellbar sein müssen. Mit dieser erdachten Vorstellung vom zu untersuchenden „Gegenstand“ (z. B. „Macht“) nähern sich die UntersucherInnen einer zu untersuchenden Klientel und versuchen, sich auf deren Lebensformen und Lebensäußerungen hin zu orientieren, versuchen, deren Wirklichkeit zu prüfen, um ihren Untersuchungsgegenstand im Strom der von der zu untersuchenden Klientel „gezeigten“ Lebensäußerungen zu „entdecken“, d. h. strikt, wiederzufinden. Dieses „Wiedergefundene“ ist allerdings nach wie vor eine Konstruktion der UntersucherInnen, wobei diese jedoch sich im Prozeß der Untersuchung auch auf die Personen hin orientieren, die sie eben untersuchen. Während dieses Prozesses verändern sich auch die UntersucherInnen. Ob diese Veränderung bedeutet, daß die UntersucherInnen den untersuchten Personen „näher“ kommen, darüber kann nichts gesagt werden.



Eine „gute“ Wirklichkeitsprüfung zeichnet sich für uns dadurch aus, daß sie aus dem Strom der Lebensäußerungen der untersuchten Klientel zum einen diejenigen herausucht und akzentuiert, die für den Untersuchungsgegenstand „relevant“ sind. Dabei ist Relevanz die Konstruktion einer BeobachterIn über die Konstruktionen von Beobachteten. Zum anderen zeichnet sich eine „gute“ Wirklichkeitsprüfung durch die Verwendung einer Sprache aus, die, so gut es eben geht, auf Scheinbegriffe verzichtet und die somit von Mauthner noch als halbwegs brauchbar bezeichnet werden würde (vgl. Arbeitspapier Nr. 2). Es erübrigt sich fast zu sagen, daß die Prüfung der Wirklichkeit verschiedener Lebensformen in ihren kommunalen Kontexten zu überraschenden, zu verblüffenden Sichtweisen führen kann (vgl. Arbeitspapiere Nr. 5, 8 und 9).

Die der derzeitigen traditionellen Psychologie nachfolgende „Wissenschaft von den Lebensäußerungen“ (auf den Begriff Psychologie können wir gerne verzichten) versucht also nichts anderes, als Lebensäußerungen in ihrem kommunalen Kontext zu „beschreiben“.

Die traditionelle Psychologie unterliegt leider dem Wahn, daß das Verhalten von Menschen als relativ uninteressantes Zeichen für etwas „Dahinterliegendes“ anzusehen sei, daß der Untersuchungsgegenstand der Psychologie somit erst durch psychologistische Verdopplungen (Eigenschaften, Bedürfnissen, Motiven) zustande komme, die als Ursache, als „Auslöser“ dem Verhalten von Personen zugrundelägen. Wir denken, daß die traditionelle Psychologie, neben der permanenten Objektivation und Reifikation dieser mystischen „verursachenden innerpsychischen Dispositionen“, die genuinen Lebensäußerungen von Menschen eben nicht untersucht, sondern diese gleichsam verdoppelt, zu diesen etwas dazu erfindet, was mit den Lebensäußerungen selbst gar nichts zu tun hat, diese nicht trifft, diese nicht zeigt, sondern diese nur erklären, oder wegerklären soll! Dies möchten wir als Psychologismus bezeichnen.

Und wir denken, daß die traditionelle Psychologie in diesem Sinne nicht empirisch arbeitet, sondern „empirizistisch“, indem zu verschwurbelten Scheinbegriffen (Einstellungen, Eigenschaften, Dispositionen, Bedürfnissen, Motiven, Trieben) „harte“ Daten „gefunden“ werden, die eben als Zeichen für das dahinterliegende „Eigentliche“ angesehen werden (wir verweisen auf Arbeitspapier Nr. 1).

### **5.1.2 Wirklichkeitsprüfung ist konstruktivistisch**

Eine wichtige Grundannahme betrifft den ontologischen Status dessen, was Wirklichkeitsprüfung „zutage“ fördert. Als KonstruktivistInnen gehen wir nicht davon aus, daß wir mit Wirklichkeitsprüfungen eine von uns als Forschenden unabhängige Wirklichkeit „entdecken“ könnten. Im Gegenteil, wir sind uns bewußt, daß wir mit unseren Beobachtungen und Beschreibungen eine Wirklichkeit herstellen und diese verantworten müssen. Wirklichkeitsprüfung versucht somit, Wirklichkeit sinnvoll zu beschreiben. Sinnvoll heißt, daß sich durch die gewählte Beschreibungsform ein möglichst großer Raum von Handlungsmöglichkeiten ergeben sollte (ein Möglichkeitsraum).

Erkenntnis ist für uns niemals eine Abbildung der Welt per se, sondern immer ein konstruktiver Akt unter einer bestimmten, häufig nur schwer explizierbaren, d. h. sagbaren Perspektive. Damit kommen wir zu einer Kybernetik 2. Ordnung: Es kann keine Erkenntnis ohne die erkennenden Personen geben. Wirklichkeitsprüfung muß den gesamten Konstruktionsprozeß berücksichtigen und nicht nur die Konstruktionsergebnisse („Beobachtungen“, „Daten“, „Befunde“).

### **5.1.3 Wirklichkeitsprüfung ist diagnostisch**

Aus einer konstruktivistischen Perspektive entfällt die klassische Trennung zwischen wissenschaftlicher „Diagnostik“ als objektiver „Erkenntnis“ (mit Hilfe „allgemeingültiger“, „validierter“ Methoden)

auf der einen Seite und „naiver“ Diagnostik als subjektiver „Erkenntnis“ (mit Hilfe subjektiver, „invalidier“, fehlerbehafteter, willkürlicher Konstruktionen und Schlußfolgerungen) auf der anderen Seite. Was meinen wir damit?

- Auch wenn Erkenntnisprozesse in Alltag und Wissenschaft explizit nicht als solche bezeichnet werden, sind sie unserer Anschauung nach dennoch als diagnostische Prozesse zu betrachten, da es sich bei ihnen um hochgradig akzentuierende und reduzierende Vorgehensweisen handelt.
- Auch Prozesse, die sich traditionell mit dem Gütesiegel „Diagnostik, Diagnose“ schmücken, sind immer Konstruktionen. Auch professionelle DiagnostikerInnen müssen sich damit primär als Konstruierende verstehen!

Zusammenfassen können wir diese Position mit dem Satz: „Man/frau kann nicht nicht diagnostizieren!“ Damit entfällt auch die übliche und in der Psychologiegeschichte viel beschriebene Trennung von „psychometrischer“ Diagnostik und „klinischer Erkenntnis“, die eine klare Trennung von (objektiver und sauberer) „Abbildung“ und (tendenziell fehlerhafter) Konstruktion festzuschreiben sucht.

Wir möchten bei der Diskussion des Begriffs Wirklichkeitsprüfung nicht auf den Begriff „Diagnostik“ verzichten, um zu verhindern, daß ein spezifischer Begriff – einschließlich der damit verbundenen Konnotationen – kampfflos dem naiven Realismus überlassen wird.

#### **5.1.4 Wirklichkeitsprüfung ist systemisch**

Ein für uns wichtiger Grundgedanke ist, daß ein System (wir beschränken uns hier auf Einzelmenschen als Systeme und auf soziale Systeme) nicht als Summe von einzelnen Elementen beschreibbar ist. Ein Sandhaufen ist nicht dadurch ein System, daß er aus vielen einzelnen Sandkörnern besteht und eine Familie wird nicht dadurch zu einer Familie, daß einzelne Personen gemeinsam in einem Haushalt wohnen. Für uns werden Elemente eines Systems gerade durch ihre Relationen qualifiziert und diese Relationen werden immer von einer beobachtenden Person beschrieben. So möchten wir fünf Punkte oder Bestimmungsstücke festhalten, die für uns ein System ausmachen:

- Ein System besteht aus Elementen, wobei einzelne Elemente wiederum Systeme sein können.
- Die Elemente stehen in einer spezifischen Beziehung zueinander (Relationen).
- Es gibt eine Person, die das System als solches bezeichnet.
- Innerhalb des Systems findet ein sinnstiftender Diskurs über das System statt.
- Das System hat eine Geschichte, die das aktuelle Wirklichkeitsverständnis des Systems bestimmt.

Ganz grundsätzlich: Wir betrachten also nicht Elemente (z. B. Eigenschaften, Dispositionen, Verhaltensweisen oder andere Strukturen) an sich, sondern Relationen zwischen Elementen, da uns diese wichtiger erscheinen als die Elemente selbst. Das gilt sowohl für Relationen zwischen Elementen in einer Person (sensu Maturana), wie auch für Relationen zwischen Personen, d. h. sozialen Relationen in kommunalen Systemen. Besonders wichtig für uns ist der oben skizzierte Gedanke, daß Diskurse über das System innerhalb des Systems Sinn für das System stiften und dies nicht nur in sozialen Gruppen, sondern auch bei einzelnen lebenden Systemen.

Für den Forschungsprozeß der Wirklichkeitsprüfung bedeutet dies auch, daß die spezifischen Relationen in den und zwischen den ForscherInnen und Beforschten betrachtet werden. So ist eine wissenschaftliche Untersuchung nur zu verstehen unter einer fünfseitigen Perspektive, nämlich unter Berücksichtigung

- der Person des/der Untersuchenden als System,
- der Person der/des Untersuchten als System,
- des kommunalen Systems der untersuchenden Person,
- des kommunalen Systems der untersuchten Person und
- des Systems, welches UntersucherIn und untersuchte Person bilden.

Die soeben beschriebene fünffaltige Perspektive einer wissenschaftlichen Untersuchung impliziert als grundlegende Forderung, stets den Blick auf Zusammenhänge und Dynamiken innerhalb der von uns konstruierten und umgrenzten Systeme zu lenken.

Beobachtungssubjekt, beobachtendes Subjekt, Methode und Kontext bilden jeweils ein aktuelles System der „Methodenanwendung“, deren Relationen im Vordergrund unseres Interesses stehen.

Diese Relationen sind nicht etwa im Sinne einer zweiwertigen Logik linear-kausal analysierbar, um dann daran anschließend „Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge“ „herauszufinden“. Einzelzusammenhänge sind in ein Netz anderer Relationen eingebunden. Paradoxe Wirkungen zwischen den Elementen des Systems, rekursive Beziehungen sowie die eigendynamische Emergenz des Gesamtsystems sind sinnvoller mit Hilfe einer mehrwertigen Logik zu erfassen (vgl. Arbeitspapier Nr. 4). So löst sich beispielsweise die traditionelle Unterscheidung zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen in Systemen auf.

Unsere Perspektive: Wirklichkeitsprüfung befaßt sich mit personalen Systemen auf der Folie kommunaler Systeme und mit den Folien kommunaler Systeme selbst. Im Unterschied zu Maturana verstehen wir dies so, daß während einer Wirklichkeitsprüfung personale Systeme nicht von den sie umgebenden sozialen Systemen zu trennen sind, d. h. daß sie als miteinander Verbundenes in ihrem Zusammenhang zu analysieren sind. Und daraus ergibt sich auch unser Menschenbild als geglückte Verbindung von Idealismus und Materialismus: Zum einen bestimmt das Sein (das kommunale System, die „Klassenlage“) das Bewußtsein (die Kognitionen, die Sprachfiguren) und zum anderen bestimmt das individuelle Bewußtsein (die Kognitionen, die Sprachfiguren) das Sein (das kommunale System, die „Umwelt“). Wir sehen beides: gleichzeitig, oszillierend, wie auch immer!

Den Prozeß einer Wirklichkeitsprüfung stellen wir uns unter einer systemischen Perspektive so vor: Personen als ForscherInnen oder als „Forschungsgegenstand“ sind Systeme, die jeweils in ihre sozialen Systeme eingebunden sind und versuchen, sich in einem von ihnen neu konstruierten System zu koppeln (z. B. Therapeutin-Klient, Interviewerin-Befragter etc.). Die untersuchende Person muß dazu versuchen, der untersuchten Person ein Angebot in der Sprache ihres Systems zu unterbreiten. Kann die untersuchte Person mit diesem Angebot nichts anfangen, kann sie sich beispielsweise zu einer Methode (einer Frage in einem Interview) nichts ausdenken, muß von der untersuchenden Person ein neues Angebot konstruiert werden. Im Zuge dieser fortlaufenden Interaktion und Koppelung werden ständig neue Anknüpfungspunkte gesucht, bis ein zweckmäßiges Ausmaß an Vernetztheit erreicht ist.

An diesem Punkt zeigt sich wieder einmal die völlige Begrenztheit des traditionellen empirizistischen Vorgehens in der Psychologie. In einem traditionellen Laborexperiment interessiert sich buchstäblich niemand dafür, wie diese Angebote von den Versuchspersonen aufgefaßt werden. Wichtig ist, und ein gutes Experiment war es nur, wenn die Versuchspersonen so reagieren, wie die VersuchsleiterInnen es erwarteten.

Noch eine Bemerkung zur Voraussagbarkeit von Systemen: Jenseits des traditionellen nomothetischen Voraussagbarkeitswahns und der Voraussagesucht gehen wir als soziale KonstruktivistInnen davon aus, daß zum einen sich das Verhalten von Systemen niemals so voraussagen läßt, wie der gesunde Menschenverstand es gerne hätte, und daß zum anderen Voraussagen und Erwartungen keine zu erwartende Realität beschreiben sondern eben nur die Erwartungen von Erwartenden.

Zum Abschluß: Im Rahmen einer Wirklichkeitsprüfung als sozialer Interaktion bemühen sich zwei Systeme wechselseitig auf die geäußerten Konstruktionen des anderen Systems einzugehen, wobei die Konstruktionen über die Konstruktionen des jeweiligen Gegenübers auf die eigenen Äußerungen wirken, noch bevor sie ausgesprochen oder gezeigt werden.

### **5.1.5 Wirklichkeitsprüfung ist wertgebunden**

Die Diskussion um Wertfreiheit oder Wertgebundenheit von Wissenschaft wird schon seit geraumer Zeit geführt. Wir schlagen uns hier eindeutig auf eine Seite. Daß „Wertfreiheit“ von Wissenschaft (ähnlich wie „Sauberkeit“) eine Qualitätsgarantie für wissenschaftliches Arbeiten und wissenschaftliche „Befunde“ sein könnte, erscheint uns völlig absurd. Da wir uns im Abschnitt 4.5 etwas ausführlicher mit ethischen Fragen beschäftigt haben, wollen wir hier nur noch einmal festhalten, wie wir über das Thema „Wertfreiheit-Wertgebundenheit“ von Forschung denken.

Wie bereits beschrieben steht am Beginn jeglichen Forschungsbemühens für uns die Frage: Was ist eigentlich machenswert an dem, was wir vorhaben? Damit meinen wir, daß wir von der Auswahl der Begriffe, über die einzelnen Inhalte bis hin zu den Schlußfolgerungen, die wir aus unseren Forschungsbemühungen ziehen wollen, vor einer Kette wertgebundener Entscheidungen stehen. Und bei diesen Entscheidungen (die ja gar nicht zu umgehen sind, obgleich uns die patriarchalische Wissenschaft dies immer glauben machen möchte) lassen wir uns von unseren kommunalen Voraussetzungen und von unseren Utopien über gesellschaftliches Zusammenleben leiten, wovon sonst?

## **5.2 Paradigmen und Analyseebenen der Wirklichkeitsprüfung**

### **5.2.1 Einleitung**

In diesem Abschnitt soll nun näher dargestellt werden, welche Inhalte Gegenstand von Wirklichkeitsprüfungen sein können und wie wir uns den Zugang zu diesen Inhalten vorstellen.

#### **Welche Inhalte wollen wir untersuchen?**

Gegenstand von Wirklichkeitsprüfungen sind die Lebensäußerungen personaler Systeme vor dem Hintergrund kommunaler Systeme. Von unserem Paradigma des Sozialen Konstruktivismus aus gesehen sind also kommunale Mythen unser Grundthema, liegen Mythen im Fokus unserer Aufmerksamkeit. Unter Mythen verstehen wir vergegenständlichte Produkte sozialer Prozesse, d. h. Ergebnisse sozialer Interaktionen, die uns als Entitäten und damit als Wirklichkeiten (wie etwa Liebe, Haß, Zorn etc.) entgegnetreten. Und Mythen entstehen aus der Geschichte, aus der Tradition von (kommunalen, sozialen und individuellen) Systemen. Traditionen definieren den Sinn aufgeführter Skripte oder Spiele innerhalb von Systemen.

Wir möchten unsere Gegenstandsorientierung noch weiter verdeutlichen: Es geht uns nicht darum, typische psychische Prozesse dingfest zu machen, statt dessen möchten wir die für eine bestimmte Situation, für einen bestimmten Kontext, für bestimmte soziale Konstellationen typischen **Repertoires** von Sprach- und/oder Gestenfiguren beschreiben. In diesem Zusammenhang kann es auch sinnvoll sein, Sprach- und/oder Gestenfiguren in besonders trennscharfer und damit zugleich zugespitzter Form darzustellen.

Wir interessieren uns sowohl für individuelle, idiosynkratische Mythen und Skripte als auch für soziosynkratische Mythen innerhalb kommunaler Systeme und vor allem auch für die Beziehung zwischen diesen beiden. Alles was gesagt oder getan wird, betrachten wir also unter der Perspektive einer kommunal definierten Geschichte und unter der Perspektive, daß sich hier soeben eine Person als idiosynkratisches (kognitives, epistemologisches) System geäußert hat.

Lebensäußerungen oder Mythen können nun auf verschiedenen Abstraktionsebenen oder in verschiedenen Korngrößen betrachtet werden, z. B. als Einzelskript, als Diskurs, als Spiel oder im Rahmen eines sinnstiftenden Systems. Auf diese verschiedenen Korngrößen werden wir in Kapitel 5.2.5 anhand von Beispielen eingehen, die einen Eindruck davon geben werden, welche Inhalte wir für interessant und untersuchenswert erachten.

### **Wie wollen wir untersuchen?**

Zu den im Blickpunkt unseres Interesses liegenden Skripten, Diskursen und Spielen sehen wir drei unterschiedliche Zugangsweisen, drei unterschiedliche Forschungsparadigmen oder -traditionen, an die wir anknüpfen und derer wir uns bedienen wollen:

- das Narrative Paradigma,
- das Beobachtungsparadigma und
- das Introspektionsparadigma.

Mit Hilfe dieser drei Paradigmen kann ein und dasselbe Grundthema untersucht werden, kann ein und derselbe Mythos erforscht werden. Und bei der Untersuchung eines Themas kann es hilfreich sein, wenn sich die ForscherInnen in mehr als einem Paradigma bewegen!

Die drei Paradigmen unterscheiden sich zum Teil erheblich in ihrer Prozeß-Orientierung, in ihrem Zugang zum „Forschungsgegenstand“, in der Forschungssituation, die sie herstellen und in dem jeweiligen Forschungskontext, der berücksichtigt wird. Sie stellen für uns Prozeß- oder Kontextebenen dar; damit dienen sie uns nicht als produktorientierte, sondern als Forschungsprozeß-orientierte Strukturierung. Welche unterschiedlichen Konstruktionsvoraussetzungen bringen die unterschiedlichen Paradigmen nun mit sich?

### **5.2.2 Das Narrative Paradigma**

Kulturelle Wirklichkeiten spiegeln sich in den Geschichten wieder, die in eben dieser Kultur erzählt werden: In der Literatur also, in den „Medien“, aber auch in den Geschichten, die Befragte über sich und andere erzählen. Erzählbar ist allerdings nur, was kommunal herstellbar, akzeptabel und somit plausibel ist. Die kommunal definierte Wirklichkeit spiegelt sich also auch in Erlebnisberichten und Lebensgeschichten von Individuen wieder. Dabei gehen wir nicht davon aus, daß erzählte Geschichten über das Leben, die Wirklichkeit und den ganzen Rest die gesellschaftliche oder gar die individuelle Realität widerspiegeln. Wir vermuten, daß – eher umgekehrt – die erzählten Geschichten Wirklichkeit erst herstellen. Im narrativen Paradigma besteht unserer Ansicht nach eine starke Tendenz, einzelne Aspekte von Mythen, also Standardskripte bzw. „Sagbares“ zu aktualisieren.

Forschungsgespräche (Narrationen) finden im allgemeinen zwischen zwei Personen, seltener in Gruppen statt. Narration ist nur möglich, wenn die erzählende Person (der narrarende Narr) durch die zuhörende Person so wenig wie möglich „dominiert“ wird. Damit meinen wir, daß die erzählende Person sich während der Narration nicht primär damit beschäftigen darf, sich Gedanken über die befragende Person im allgemeinen oder deren Wünsche und Absichten im besonderen zu machen.

Die Heranziehung des narrativen Paradigmas ist nur sinnvoll, wenn es zwischen den beiden kommunalen Systemen, denen fragende und befragte Person jeweils angehören, beträchtliche Schnittmengen gibt. Sollte dies der Fall sein, kann allerdings noch lange nicht von „Objektivität“ gesprochen werden, da ja die Strukturen der befragenden Person sich immer stark in den Produkten der Narration niederschlagen bzw. sie gar dominieren (als Antizipation von Themen und Selbstverständlichkeiten, als Befragungssituationskonstruktion etc.).

Wir wollen das noch etwas deutlicher machen: Wenn zwei Personen aus verschiedenen kommunalen Systemen im Kontext der Narration aufeinandertreffen, definiert die befragende Person

- was sie am anderen kommunalen und personalen System überhaupt interessiert („Forschungsgegenstand“),
- in welchem (erzählbaren) Zusammenhang ihr Thema in dem Narrationsfundus, in der Narrationsrequisite des anderen Systems vorkommt,
- was von dem, was die befragte Person sagt, wichtig oder unwichtig ist (dies betrifft sowohl die aktuelle Diskurssteuerung während der Narration als auch die spätere Darstellung der erzählten „Ergebnisse“) und
- was von den erzählten Geschichten sie überhaupt „ernstzunehmen“ bereit ist, welche Narrationspassagen sie für „ehrlich“, für zum Thema gehörend, ansieht.

### 5.2.3 Das Beobachtungsparadigma

Einen anderen Zugang zum kommunalen Diskurs erhalten wir, indem wir statt des Erzählten Gesten und Mimik beobachten: Interessant sind nicht nur Sprachfiguren und -skripte, sondern auch Gestenfiguren, Kurzdrehbücher, Auftritte, Szenen, Rollenspiele etc. Dabei gehen wir grundsätzlich nicht davon aus, daß es eine objektive Beobachtungsebene gibt bzw. geben kann, oder daß die Verhaltensbeschreibung im Gegensatz zu einem mehr „interpretativen“ Vorgehen besonders nah an der Realität wäre. Aus sozial-konstruktivistischer Perspektive ist die „Nähe“ zur Realität nicht feststellbar, da wir eben keinen Zugang zur Realität haben.

Im Beobachtungsparadigma gibt es, wie wir aus der Ethnologie wissen, zusätzliche Schwierigkeiten, das Prinzip des „Beobachteten“ oder den zugehörigen kommunalen Mythos zu beschreiben. Hier wird ja von außen (aus der BeobachterInnenperspektive) ein Sinn auf das „Beobachtete“ gelegt. Dennoch sind Aussagen über die Qualität von Beobachtungen kontextbezogen machbar, wenn Beobachtende sich des Bruchs zwischen Beobachtetem und Beschriebenem bewußt sind und Darstellungen des Beobachteten in verhaltensnahen Begriffen erfolgen.

Die sich im Beobachtungsparadigma ergebenden Schwierigkeiten lassen sich etwa wie folgt zusammenfassen:

- Allein schon die Anwesenheit von BeobachterInnen verändert die Beobachtungssituation. Jede (merkbare, erkennbare) Beobachtung stellt eine Perturbation dar. Dieses Problem der Reaktivität ist nicht zu umgehen. Die beobachtende Person kann sich natürlich fragen, welchen kommunalen Sinn eben diese Reaktivität haben möge, dennoch bleibt die Situation berührt, verändert.
- Beobachtet eine Person, ohne als BeobachterIn erkannt zu werden, ergibt sich das Problem, daß sie im Nachhinein nur schlecht den Sinn des Beobachteten von den beobachteten Akteuren erfragen kann. Tut sie dies dennoch, strukturiert sie durch ihre Beschreibung dessen, was sie „gesehen“ hat, einen spezifischen Aspekt, der für die Beteiligten in der Situation nicht unbedingt im Vordergrund gestanden haben muß. Für die Situationen, in denen die beobachtende Person die Beobachteten bzgl. des Sinns von Beobachtetem befragt, gelten die Schwierigkeiten, die wir bei der Betrachtung des narrativen Paradigmas skizziert haben.
- In Beobachtungssituationen ohne Sinnäußerungen der Beobachteten kommt nur die Struktur der beobachteten Person zum Tragen. Sehen heißt Strukturieren. Sehen heißt Sinn machen.

Wir wollen den Unterschied zwischen dem Beobachtungsparadigma und dem narrativen Paradigma noch einmal strapazieren. Im Beobachtungsparadigma belauschen wir Diskurse, beobachten Gestenfiguren und füllen das Beobachtete mit unseren Bedeutungsstrukturen. Im narrativen Paradigma erzählen uns Menschen ihre idiosynkratische Welt, und wir nehmen ihre Formulierungen mit Hilfe unserer Strukturen auf und an.

## 5.2.4 Das Introspektionsparadigma

Da alle am kommunalen Diskurs beteiligten Personen Zugang zum Diskurs haben, können einzelne Personen nicht nur über ihre individuellen Konstruktionen Auskunft geben, sondern auch über den kommunalen Diskurs. Das heißt auch, daß ForscherInnen als Systembeteiligte durch Introspektion den kommunalen Diskurs analysieren können.

Die erzählenden, Auskunft gebenden Personen sind also dieselben, die den Erzählungen Sinn und Struktur geben: Frage- und Antwortstruktur kommen von ein und derselben Person. Personen geben dabei nicht nur Auskunft über individuelle, sondern insbesondere auch über kommunale Mythen und Standardgeschichten. Zugleich hat die Reflexion über kommunal definierte Mythen und Skripte immer auch eine individuelle Perspektive.

Wir möchten hier noch eine weitverbreitete Illusion beschädigen. In unserer Kultur wird oft und gerne erzählt, daß Personen gerade über sich selbst besonders gut Auskunft geben können (etwa: „Ich muß doch wohl selbst am besten wissen, wie ich mich da gefühlt habe!“). Dies würde für die häufige und bedenkenlose Verwendung des Introspektionsparadigmas sprechen. Dieser bürgerliche Mythos des besonderen Zugangs zum eigenen Erleben scheint uns allerdings unsinnig zu sein. Aus sozial-konstruktivistischer Perspektive ergibt sich kein prinzipieller Unterschied zwischen Fremdbeobachtung und Selbstbeobachtung, zwischen Analysen fremden oder eigenen Verhaltens.

Wir halten dennoch das Introspektionsparadigma für sehr interessant, da ForscherInnen ja mit vielen kommunalen Kontexten und Lebensformen sowie den damit verbundenen Mythen und Diskursspielen vertraut sind und somit darüber zunächst einmal genau so gut Auskunft geben können wie jede andere am System beteiligte Person.

Bei der Betrachtung der Konstruktionsvoraussetzungen von Narrativem-, Beobachtungs- und Introspektionsparadigma geht es uns nicht so sehr darum, einen Forderungskatalog dafür aufzustellen, wie man/frau nun Forschung betreiben sollte. Diese in der traditionellen Literatur weit verbreiteten Kataloge dienen im allgemeinen dazu, den Eindruck zu erwecken, als ließen sich inhärente Schwierigkeiten durch das Einhalten von Forschungs-Ritualen „überwinden“. Wir wollten in diesem Abschnitt statt dessen zeigen, welche Strukturierung konkreter Forschungsvorhaben wir sinnvoll und hilfreich finden, wenn es darum geht, sich mit den „Wirklichkeiten“, die mit bestimmten Kontexten verknüpft sind, auseinanderzusetzen. So ist aufgrund unserer Inhaltsorientierung trotz der unterschiedlichen Forschungsprozesse in den drei Paradigmen das Ergebnis, nämlich die Dokumentation von Repertoires kommunaler Mythen, sehr ähnlich.

## 5.2.5 Die drei Korngrößen der Wirklichkeitsprüfung

Im Rückblick auf unsere Arbeit an den bisherigen Arbeitspapieren der Bochumer Arbeitsgruppe erscheint es uns sinnvoll, innerhalb einer Prozeßebene (eines Paradigmas) noch jeweils drei Aspekte zu unterscheiden und dabei die folgende Reihenfolge zu wählen. Skripte, Diskurse (und als Sonderfall stereotyper Diskurse Spiele) und Systeme. Diese drei Korngrößenebenen sind Betrachtungsebenen, sind engere oder weitere Blickwinkel von BetrachterInnen, nicht Wirklichkeitsebenen.

Dabei sind Systeme Diskursen (Spielen) und Diskurse den Einzelskripten zwar in gewisser Weise „übergeordnet“: Systeme sind jedoch etwas qualitativ anderes als die Summe der Einzel-Diskurse und Diskurse (Spiele) sind etwas qualitativ anderes als die Summe der Einzelskripte.

Mit den Begriffen Skript, Diskurs (Spiel) und System sind wir in der Lage, verschiedene Perspektiven einzunehmen, die sich von der Korngröße, vom Blickwinkel her unterscheiden.

## **Skripte**

Skripte sind Sprach-, Gesten- und Verhaltensfiguren, die in einem lokalen kommunalen System ad hoc gezeigt werden und dort Sinn machen. Skripte erscheinen uns als kleinste unterscheidbare Einheiten. Skripte sind für uns z. B. Einzelaussagen, die den Plausibilitätsbereich eines Gespräches oder des Interesses „umkreisen“ und dabei abgrenzen und kennzeichnen. Skripte sind aber auch bestimmte Gesichtsausdrücke, die kommunal definierten Sinn transportieren. Dabei erscheint es uns ziemlich wahrscheinlich, daß die Ablieferung von Skripten fast völlig vom kommunalen System und vom lokalen kommunalen Kontext her definiert wird und mehr oder minder automatisch erfolgt.

Ein Beispiel dafür, wie verwendete Sprach-Skripte fast völlig vom Kontext her definiert sind, in dem sie sagbar erscheinen, ist die „Fußballsprache“ (aktuelle Reportagen über ein Spiel, Nachbetrachtungen in der Presse, Äußerungen von Trainern und Spielern in Interviews etc.). Schon ein geringfügiges Hineinhören in diese Welt wird dem geneigten Leser und der geneigten Leserin deutlich machen, mit wie wenig und wie stark stereotypisierten Sprachfiguren (etwa „über den Kampf zum Spiel gefunden“, „da ging ein Ruck durch die Mannschaft“, „in der zweiten Hälfte haben wir Moral gezeigt“) zur Kommentierung fußballerischen Geschehens die Beteiligten hier auszukommen scheinen.

Manchmal sind Skripte so inhaltsleer, unspezifisch und austauschbar, daß sie je nach Gusto in einer ganzen Reihe unterschiedlicher Kontexte verwendbar erscheinen. Im politischen Jargon gibt es eine Fülle nichtssagender Einzelskripte, die auch nach ihrer willkürlichen und ungelenkten Aneinanderreihung nur den Sinn ergeben, daß das, was gerade gesagt wird, offensichtlich „wichtig“ ist („ohne Wenn und Aber“, „in aller Offenheit“, „die geschichtliche Aufgabe“, „die hohe Amtspflicht“ etc.).

Zur Illustration dessen, was wir unter Skripten verstehen wollen, hier noch einige Beispiele aus unserem Arbeitspapier Nr. 8. Befragt nach dem Grund, aus dem sie mit einer bestimmten Person eine Beziehung haben und aufrecht erhalten, äußerten Personen u. a.

- Weil wir uns so gut verstehen.
- Weil wir uns so gut ergänzen.
- Weil wir so unterschiedlich sind.
- Weil wir die gleichen Vorstellungen ... haben.  
(Begründungsskripte, siehe AP 8, S. 21)
  
- Wir sind so glücklich!
- Schön mit uns, nicht?  
(Aufrechterhaltungsskripte, siehe AP 8, S. 15)

## **Diskurse**

Ein Diskurs besteht aus dem Miteinander, aus dem Aneinanderreihen verschiedener Einzelskripte, die in einem bestimmten aktuellen Kontext aufführbar sind. Ein Diskurs ist somit eine längerandauernde, abgrenzbare Interaktionseinheit, die immer auf spezifische kommunal definierte Kontexte bezogen ist. Durch einen Diskurs wird auch die Beziehungsebene zwischen den Diskurs- oder Gesprächsbeteiligten definiert.

Jeder Leser und jede Leserin kann an Hand der Streitskripte (Arbeitspapier Nr. 8, Seite 23 f) leicht einen verschärften und echt klingenden Streit-Diskurs herstellen. Wir schlagen vor, den Diskurs mit einem „Das ist eine Unterstellung!“ zu beginnen und mit einem „Du willst doch nur immer das letzte Wort haben!“ zu beschließen.

Als Sonderform des Diskurses sehen wir das Spiel. Spiele zeichnen sich dadurch aus, daß sie stereotyp und nach bestimmten (meist kommunal definierten) Regeln verlaufen. Es ist sehr schwierig, aus einem Spiel auszusteigen, wenn es einmal begonnen hat.



Hier einige Beispiele aus unserem Arbeitspapier Nr. 8:

- Ein Beziehungspartner eröffnet das Spiel (hier Spiel 1: Einsetzen ... der Beziehungsebene, um auf der Objektebene etwas zu erreichen, S. 29) mit einem „Duuu? Hast Du morgen schon was vor?“ Die andere in die Beziehung verstrickte Person muß das Spiel nun fortsetzen, indem sie versucht herauszubekommen, ob diese Frage bedeutet, daß die fragende Person am nächsten Tag etwas alleine oder mit der geliebten Person gemeinsam unternehmen möchte. Während des Spiels sind dabei allerlei Hindernisse und Klippen zu bewältigen.
- Ein Beziehungspartner eröffnet das Spiel (hier Spiel 11: Absolute Informationspflicht, S. 33) mit einem „Was liest Du da?“ oder besser noch mit einem „Was denkst Du gerade?“. Die andere Person muß in diesem Spiel des permanenten wechselseitigen In-Kennntnis-Setzens über das, was soeben geschieht, nun nicht nur versuchen, hinreichend plausible Auskünfte zu geben, sondern auch den Flair der Freiwilligkeit und Bereitwilligkeit zu den gegebenen „Informationen“ zu erzeugen.

Eine beliebige Diskurssequenz kann zu einem Spiel werden, wenn sie sich wiederholt und dabei in gleicher Weise, quasi regelhaft, abläuft. Neben kommunal definierten Spielen können in den verschiedenen Beziehungen auch spezifische, idiosynkratische Diskurssequenzen zu institutionalisierten Spielen werden, die dann, einmal begonnen, gleichsam stereotyp ablaufen, ohne von den Beziehungsbeteiligten unterbrochen werden zu können. Wir denken, daß immer mehr Diskurse in Spiele verwandelt werden, je länger eine Beziehung dauert. Spiele werden also in der Regel dann gespielt, wenn die Diskursbeteiligten sich gut kennen.

Spiele werden jedoch durch regelbeladene kommunale Kontexte oft so nahegelegt, daß auch völlig fremde Personen in einem spezifischen überdefinierten Kontext sofort ein Spiel (das Ablassen einer stereotypisierten Skript-Kette) beginnen können („Morgen!“ „Ausgeschlafen oder abgebrochen?“ „Muß!“ etc.). Gesprächsspiele über das Wetter gehören dazu, aber auch Diskurse, die in unserer Kultur „Diskussionen“ genannt werden. Wie wir in unserem Arbeitspapier Nr. 5 eindrucksvoll gezeigt haben, sind Diskussionen ja Spiele mit dem Ziel, Recht zu behalten oder zu bekommen.

### **Systeme**

Ein System ist die größte zu analysierende Einheit. Wir denken, daß eine Reihe von Spielen dazu beiträgt, ein System (z. B. eine Zweierbeziehung) aufrechtzuerhalten. Insbesondere Kollusions-Spiele (siehe Arbeitspapier Nr. 8, Seite 13) können zu Kollusionssystemen führen, in denen sich zwei BeziehungspartnerInnen ständig wechselseitig als die Person bestätigen, als die sie sich jeweils selbst sehen. Das bedeutet, daß ein Hauptbestandteil des Beziehungssystems die unausgesprochene Verabredung (eben die Kollusion) ist, daß z. B. Person A immer die Geschichten toll findet, die Person B erzählt. Die Fülle der Spiele, die in der Beziehung gespielt werden, und die Themen, um die sich die Spiele drehen, formen den Systemcharakter der Beziehung und das Emergenzniveau des Systems.

Betrachten wir z. B. eine Beziehung unter dem Blickwinkel eines Systems, können wir zusätzlich zu den mit Sprach- und Gestenfiguren gespielten Spielen noch sozioökonomische (z. B. Einkommen, Art des Berufs), ökologische (z. B. Wohnungsgröße, Putzgewohnheiten) und biologische (z. B. Gesundheit, Eßgewohnheiten) Faktoren hinzunehmen, die jedoch alle spezifische Diskursgewichte haben und ohne weiteres in Spiele eingebunden werden oder sogar einen Teil der Spielregeln definieren können.

### **5.2.6 Einige Beispiele**

Als Grundlage von Wirklichkeitsprüfungen unterscheiden wir somit 3 Prozeß- oder Kontextebenen (das narrative Paradigma, das Beobachtungsparadigma und das Introspektionsparadigma) und drei Korngrößenebenen oder Blickwinkel. Alle drei Korngrößen (Skripte, Diskurse (Spiele), Systeme)

können sich in einer Untersuchung auf ein und dasselbe Grundthema beziehen. Dazu kommen, wie oben schon mehrfach erwähnt, die individuelle, idiosynkratische Perspektive (Blickrichtung auf die Einzel-Person als System) und die soziale, kommunale Perspektive (Blickrichtung auf kommunale Systeme). Diese nur scheinbare Komplexität wollen wir im folgenden anhand einiger Beispiele illustrieren.

### **Automythen**

Bei unserer Untersuchung zum Thema „Automythen“ (siehe Heft 1 der „Bochumer Berichte zur Wirklichkeitsprüfung“) haben wir uns überwiegend im narrativen Paradigma bewegt und Diskurse über das Thema „Autogebrauch“ inszeniert.

**Skripte:** Einzelne aufgenommene Sprachfiguren zur Rechtfertigung des Individualverkehrs mit dem Auto waren etwa

- „Wenn ich mit dem Auto fahre, dann eigentlich eben nur, wenn’s nicht anders geht.“ (S. 20)
- „Ohne Auto, das wäre für mich ein Rückschritt in der Bequemlichkeit.“ (S. 26)
- „Weil es im Prinzip einfach schneller geht.“ (S. 26)

**Diskurse:** Folgenden Zweizeiler haben wir in einem Fußballstadion als Diskurs zwischen zwei Männern belauscht (beobachtet):

- „Hab’ ’ne neue Schürze, wo geh’ ich gezz?“ „Kenn’ ein’, komm’se abends, alles eingetragen!“<sup>12</sup>

**Spiele:** Spiele rund ums Auto sind sehr weit verbreitet. In von uns inszenierten Diskursen wurden etwa folgende Spiele erzählt:

- Autozubehörkauf: spezifische Kaufgespräche.
- Autowaschen: Jemand berichtet über seine spezifischen Vorkehrungen bei der Reinigung seines Fahrzeugs, bei der bestimmte Radiosendungen („Freie Fahrt ins Wochenende“, „Sport und Musik“) gehört werden.

**System:** Ein kommunales System, in dem ein Hauptmythos der Satz „Autogebrauch ist sinnvoll“ ist, wird zunächst einmal stabilisiert durch die Äußerung von Einzelskripten, die in Diskurse oder Spiele eingebunden werden können. Als weitere Variablen des Systems ließe sich in Erzählungen etwa der Freundeskreis eines bestimmten Autonutzers und gemeinsame mit dem Auto verbundene Aktivitäten skizzieren. Jenseits des narrativen Paradigmas würden auch andere Datenquellen herangezogen werden müssen (etwa Werbung, Auto-Clubs etc.), um zu einer Beschreibung des Systems, in dem der Mythos „Autogebrauch ist sinnvoll“ eine wesentliche Rolle spielt, zu kommen.

Wichtig ist, daß einzelne Skripte, Diskurse und Spiele in ihrer Gesamtheit eben den Sinn, das Sinn-System herstellen, daß der permanente Autogebrauch sinnvoll ist. Auf der individuellen Ebene entsteht aus dem übergeordneten System „Autogebrauch ist sinnvoll“ in unserer Kultur das Einzelsystem „Ich und mein Auto“, und die Summe all dieser Einzelsysteme führt zu den Problemen, die wir derzeit mit dem Autogebrauch in unserer Kultur haben. Interessant ist, daß die täglichen Staumeldungen z. B. in keinsten Weise das Sinnsystem „Autogebrauch ist sinnvoll“ beeinträchtigen.

---

<sup>12</sup>All’ den geneigten Leserinnen und Lesern, die mit der Sprache des Ruhrgebietes und mit dem Autotyp „Opel Manta“ nicht so gut vertraut sind, hier eine erläuternde Übersetzung: Mann A hat an seinem Fahrzeug voluminöse Kunststoffteile angebracht, die nicht nur das Aussehen desselben erstaunlich verändern, sondern auch die Betriebserlaubnis erlöschen lassen. A fragt nun, was er tun könne. Mann B offenbart, daß er jemand kenne, bei dem man das (veränderte bzw. erweiterte) Auto morgens vorbei bringen und abends mit sämtlichen nötigen Einträgen im KFZ-Brief (incl. TÜV-Abnahme) wieder abholen könne. Auf welchem Wege diese neuerliche Betriebserlaubnis gewonnen wird, ist leider aus dem kurzen Dialog nicht ersichtlich.

## „Macht“

Bei unserer Untersuchung zum Thema „Macht“ (siehe Arbeitspapier Nr. 9) haben wir uns überwiegend im Beobachtungsparadigma bewegt und nichts inszeniert, sondern z. B. die Sitzungen eines universitären Fakultätsrates beobachtet.

**Skripte:** Wir haben in dem genannten Arbeitspapier eine Fülle von Einzelskripten gesammelt, die unserer Einschätzung nach etwas mit der Ausübung von „Macht“ zu tun haben könnten, etwa

- „Das ist doch längst bekannt!“

**Diskurse:** Folgende aktuellen Diskurse wurden von uns beobachtet

- Student: „Könnten Sie das mal begründen?“
- Dekan: „Die nächste Wortmeldung bitte!“
- Student: „Ich stelle einen Geschäftsordnungsantrag auf Rederecht für Fakultätsmitglieder und bitte um Abstimmung!“
- Dekan: „Wir können gerne abstimmen, aber ich kann Ihnen jetzt schon sagen, daß ich mich an das Abstimmungsergebnis nicht halten werde!“

**Spiel:** Da sich die obigen beiden Diskurssequenzen in dieser oder ähnlicher Form anscheinend häufig, gleichsam ritualisiert wiederholten, können wir davon ausgehen, daß in der beobachteten Fakultät die Professoren, und insbesondere der Dekan, das Spiel spielen, das Rederecht von StudentInnen, die die Öffentlichkeit der Fakultätsratssitzung bilden, abzuwürgen.

**System:** Aus dem oben erwogenen Spiel ließen sich Interpretationen bezüglich des Sozial-Systems einer Fakultät ableiten, in dem postmoderne Professoren recht viel Spaß haben. Sinn des Systems scheint zu sein, daß Professoren ihre „Macht“ unter allen Umständen aufrechterhalten. Ein Fakultätsrat ist dann ein System, in dem eine Gruppe über diverse Skripte herzhaft Macht ausübt und andere Gruppen sich den Gestus der Ohnmächtigen zulegen. Alles Geschehen in einer aktuellen Sitzung scheint sich um diese Zweiteilung zu arrondieren. Das heißt, „Sachfragen“ stehen, trotz gegenteiliger Beteuerungen der Beteiligten, keinesfalls im Vordergrund.

## Beziehungsskripte

Bei unserer Untersuchung zum Thema „Beziehungsskripte“ (siehe Arbeitspapier Nr. 8) haben wir uns überwiegend im Introspektionsparadigma bewegt. Wir haben schon verschiedentlich einige Beispiele aus diesem Papier skizziert, wir wollen aber hier noch einmal abschließend zeigen, was wir mit den verschiedenen Korngrößen und Blickwinkeln der Wirklichkeitsprüfung meinen.

**Skripte:** „Du hast einfach zuviel Kredit bei mir!“

**Diskurse:** Wie schon oben beschrieben lassen sich hier verschiedene Skripte sinnvoll zusammenmontieren:

- „Du hast einfach zuviel Kredit bei mir!“
- „Das ist doch kein Argument!“ etc.

**Spiele:** Aus Diskursen dieser Art können sich in Beziehungen ausgeklügelte und ausführliche Streit-Spiele z. B. entwickeln. Wichtig ist, daß zu den folgenden Sprachfiguren auch bestimmte kommunal definierte Gestenfiguren (Gesichtsausdruck, Handbewegungen, Augen-Einsatz etc.) gehören, die hier aus technischen Gründen leider fortgelassen werden müssen.

- Er: „Was hast Du?“ Sie: „Ach laß nur!“ Er: „Nun sag doch!“ Sie: „Es ist nichts!“ Er: „Es ist doch was!“ Sie: „Wenn ich’s doch sage!“ Er: „Nun sag doch, was los ist!“ Sie: „Du tust mir leid!“ Er: „Wieso das?“ Sie: „Wenn Du das nicht weißt, tust Du mir erst recht leid!“ Er: „Was hab’ ich denn schon wieder getan?“ Sie: „Du tust ja nie etwas!“ Er: „Ok, ich war gestern mit Gaby weg, ja und?“ Sie: „Du tust mir leid!“ etc. etc.

**System:** Bei der Betrachtung eines Beziehungs-Systems (im Rahmen der Introspektion des eigenen Beziehungs-Systems) geht es darum, den Sinn des Systems, die Sinnstiftung der einzelnen Diskurse und Spiele zu definieren. Der Sinn scheint in den meisten Fällen einfach darin zu liegen, eben diese Beziehung zu haben!

Noch deutlicher als in den Beispielen, die wir hier gegeben haben, wird das Zusammenspiel der verschiedenen Paradigmen und Korngrößen in unseren Arbeitspapieren Nr. 5, 8 und 9 sowie im Heft 1 der „Bochumer Berichte zur Wirklichkeitsprüfung“, deren Lektüre wir hiermit den geneigten LeserInnen ans Herz legen.

### 5.3 Theorie und Praxis der Wirklichkeitsprüfung

In diesem Abschnitt möchten wir den geneigten Leserinnen und Lesern einige Anregungen für die Umsetzung der Theorie der Wirklichkeitsprüfung in die Praxis geben, indem wir beschreiben, wie wir in unserer Arbeitsgruppe (der „Bochumer Arbeitsgruppe für Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung“) in den letzten Jahren gearbeitet<sup>13</sup> und wie wir Wirklichkeitsprüfungen durchgeführt haben<sup>14</sup>. Damit nutzen wir gleichzeitig die Möglichkeit, zu zeigen, inwieweit wir einige der in Kapitel 4 aufgestellten Forderungen erfüllt haben.

Anschließend skizzieren wir in aller Kürze noch einige in der Psychologie bereits bekannte und verbreitete Verfahren, die sich sehr gut im Rahmen einer Wirklichkeitsprüfung einsetzen lassen.

#### 5.3.1 Wirklichkeitsprüfung und die Bochumer Arbeitsgruppe

Beginnen möchten wir mit der Explikation unseres eigenen sozialen Hintergrundes (vgl. Kapitel 4.3). Wenn wir eine gemeinsame Klammer rekonstruieren wollen, die alle MitarbeiterInnen der Bochumer Arbeitsgruppe verbindet, müssen wir verschiedene Punkte erwähnen. Ganz wichtig und zentral als gemeinsames Faible ist wohl die Freude an Sprache, Sprachästhetik, Sprachtradition und Sprachkritik (vgl. Arbeitspapier Nr. 2). Wir hatten und haben Freude an ungewöhnlichen Sprachfiguren und Tropen, an Metaphern, an sprachlichen Neuschöpfungen ebenso wie an völlig veralteten Sprachfiguren und an der Formulierung von Gedanken. In unseren Arbeitspapieren tauchen immer wieder bestimmte Wörter, Ausdrücke und sprachliche Anspielungen auf frühere Formulierungen auf. Dazu kommt die radikale Hingabe an skeptizistische Ideen, d. h., wir hatten und haben Freude am Hinterfragen, am Nachfragen, am Weiterfragen und am Prüfen von Schwachstellen aller Art (ausgenommen bleibt natürlich jeglicher Zweifel an unserer eigenen Genialität).

Daneben verbindet uns auch die Freude an der Kritik der traditionellen positivistischen Psychologie und an der so weit verbreiteten Methodolatrie und die Freude an der Untersuchung aktueller, ja „tatsächlicher“ Lebensäußerungen lebender Systeme innerhalb kommunaler Systeme.

<sup>13</sup>WIESNER, Manfred ; WILLUTZKI, Ulrike (1991): *Sozial-Konstruktivistische Wege in der Psychotherapie*. – In: SCHMIDT, Siegfried J. (Hrsg.) (1992): *Kognition und Gesellschaft : Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2*. – Frankfurt am Main : Suhrkamp

<sup>14</sup>BAECKER, Jochen ; MATTHIES, Ellen ; WIESNER, Manfred (1991): *ErkenntnisKonstruktion am Beispiel der Tastwahrnehmung*. – Braunschweig ; Wiesbaden : Vieweg  
Und: BORG-LAUFS, Michael ; DUDA, Lothar (1991): *Zur Sozialen Konstruktion von Geschmackswahrnehmung*. – Braunschweig ; Wiesbaden : Vieweg

Es kommt uns zugute, daß die TeilnehmerInnen unserer Arbeitsgruppe nicht allein aus dem Fachbereich Psychologie kommen, sondern sich merkwürdigerweise auf verschiedene kommunale Systeme verteilen: Jura, Physik, Literaturwissenschaften, Pädagogik, Friedensszene, Jugendarbeit, Sportwissenschaften, Musik u. a. Soviel zu unseren Sozialisationseinflüssen!

Das Diskursgeschehen, der Arbeitsstil in unserer Gruppe läßt sich etwa wie folgt beschreiben: Die Arbeitsgruppe trifft sich regelmäßig einmal in der Woche (auch in den Semesterferien) im Rahmen eines universitären Projektseminars. Ursprünglich beginnt die Arbeit an einem Arbeitspapier oder an einer Untersuchung mit gegenseitigem Geschichtenerzählen und oft auch mit dem Plan, diesmal das Ganze nicht aufzuschreiben. Dabei berichten einzelne TeilnehmerInnen zunächst von Erlebnissen, Literaturfunden (Aphorismen!), Filmen, Beobachtungen, Theaterstücken, politischen Tagesaktualitäten, Institutsintrigen u. v. a. mehr. Die Intensität, mit der diese Themen in der Gruppe besprochen werden, geht oft so weit, daß dabei die Welt ad hoc „neu“ entworfen wird (so kamen viele der für Außenstehende unverständlichen Stellen unserer Arbeitspapiere zustande). Kreist der Geschichtenwust immer deutlicher um ein bestimmtes Thema, werden Gedanken, die wir für besonders wichtig halten, eben doch fixiert. Von diesem Zeitpunkt an ist es für den Fortlauf des Diskurses leichter, sich an das so entstehende Arbeitspapier zu halten, mit ihm die weiteren Gedanken zu strukturieren und es auszubauen. Auch in der folgenden Bearbeitung gehen viele Einzelerzählungen und -beispiele direkt in das gerade bearbeitete Papier ein (z. B. Diskussionsskripte, Beziehungsskripte, Machtskripte etc.).

Systematisch wird nun das jeweils bearbeitete Papier, die jeweils laufende Untersuchung weiter besprochen. Dabei schreiben zwei TeilnehmerInnen Protokolle. Einzelne Gedanken und Beiträge werden von den einzelnen TeilnehmerInnen aber oft auch sofort schriftlich fixiert, wenn ein Konsens über die Akzeptanz der Formulierung erzielt wird. Am Ende einer Arbeitsgruppensitzung geht ein Teilnehmer mit einem Berg mehr oder minder leserlicher Zettel und der Aufgabe nach Hause, den derzeitigen Stand der Bearbeitung festzuhalten. Dieser Bearbeitungsstand eines Papiers wird vervielfältigt und in der Regel so rechtzeitig zur Verfügung gestellt, daß ihn alle TeilnehmerInnen vor der nächsten Gruppensitzung lesen und bearbeiten können.

Eine Sammlung von Skripten (z. B. Diskussionsskripte, vgl. Arbeitspapier Nr. 5) gehen wir im einzelnen immer wieder durch, versuchen sie zu kategorisieren und diskutieren die Trennschärfe zwischen den Skripten. Unter Trennschärfe verstehen wir die Unterscheidbarkeit von Skripten bezüglich ihrer kommunalen Bedeutung. Bei ihrer Herausarbeitung geht es um die Differenzierung zwischen Skripten, die häufig gemeinsam verwendet werden, aber nicht gemeinsam verwendet werden müssen.

Weiter stellen wir Überlegungen an bezüglich der Übergangswahrscheinlichkeiten zwischen den Skripten und der Auswirkungen, die diese Skripte bei ihrer Verwendung in diversen Diskursgeschehen haben. In Interaktionen besteht häufig quasi eine Art Sog, der GesprächspartnerInnen verpflichtet, auf eine Äußerung mit einem bestimmten Komplementärskript zu antworten. Die Stärke dieses Soges würden wir als Übergangswahrscheinlichkeit bezeichnen, wobei wir uns natürlich nicht vorstellen, hier etwa mathematische Formeln zu entwickeln.

Die Arbeit an verschiedenen Gedanken und deren Formulierung läßt sich, im Rahmen unserer Arbeitsgruppe, vielleicht am ehesten mit den Bildern einer Knospung, einer Anreicherung und einer Erweiterung beschreiben. Dabei ist unsere gemeinsame Arbeit, und dies scheint ein Hauptmerkmal zu sein, aber immer wieder durch überraschende Änderungen und Wandlungen gekennzeichnet. Nachdem eine erste Gliederung zum Thema feststeht, werden gezielt Gedanken zu den einzelnen Punkten gesammelt. Dabei wird in immer neuen Durchläufen auch der Rest des Papiers immer wieder bearbeitet, erweitert, gestrafft und umgestellt. Auch verlagert sich zum Teil das Hauptaugenmerk auf Inhalte, die ursprünglich nicht zentral waren. So kommt es oft vor, daß ein/e TeilnehmerIn eine völlig neue Gliederung, einen völlig neuen Gedanken zur Durchdringung des Themas hat, der, wenn er konsensfähig ist, zu einer völligen Umarbeitung und Umstellung des bisher Geschriebenen führen kann. Auch

weil sie oft zu einer gewissen (scheinbaren) Unordnung im Arbeitsduktus führt, erscheint uns für die Erarbeitung eines Themas eine Mischung aus divergentem und konvergentem Denken fruchtbar zu sein.

Apropos Konsens: Unsere nun seit etwa fünf Jahren bestehende Arbeitsgruppe hat eine (oben näher beschriebene) Systemtradition entwickelt, die überwiegend von den älteren TeilnehmerInnen (die sich gelegentlich als „Syndikat“ bezeichnen) definiert und wachgehalten wird. Dazu kommen eine Reihe von festen jüngeren MitarbeiterInnen ebenso wie regelmäßig erscheinende Gäste und BesucherInnen, die für eine oder zwei Stunden erstaunt dem Diskurs lauschen, um dann für immer fortzubleiben.

Leider können wir nicht behaupten, daß unsere Offenheit im aktuellen Diskurs- und Bearbeitungs-geschehen soweit geht, daß alle Äußerungen von TeilnehmerInnen akzeptiert werden. Einige Neuankömmlinge oder BesucherInnen leiden darunter, daß dem von ihnen Gesagten zwar freundlich gelauscht wird, daß es jedoch ohne sichtbare Konsequenzen bleibt. Wie es zustande kommt, daß die Mehrheit der TeilnehmerInnen sich in aller Regel ziemlich sicher ist, daß etwas Gesagtes in den Konsens der Systemtraditionen unserer Gruppe paßt oder nicht paßt, ist schwer zu sagen, es ist allerdings als Geschehen immer wieder zu beobachten, daß Konsense fast immer ziemlich unstrittig sind.

Dabei kommt uns zugute, daß wir in unserer Arbeitsgruppe vielleicht etwas breitere Akzeptanzräume für Gesagtes haben und Äußerungen „tolerieren“ können, die wir selbst vielleicht nicht machen würden, die aber dennoch den Duktus treffen. Wie an einem Papier jeweils gearbeitet wird bzw. wie es verändert wird, hängt auch stark davon ab, wer bei der betreffenden Sitzung zufällig anwesend ist. Nicht jede/r kann immer anwesend sein. Die Nicht-Anwesenden und ihre Perspektiven tauchen jedoch häufig im Gespräch auf: Werden sie diese Äußerung oder Formulierung wohl durchgehen lassen?

Trotz des gemeinsamen Vorgehens, der oben beschriebenen spezifischen Offenheit des Erarbeitungs-geschehens und des Verzichtes auf Äußerungen wie „Das gehört jetzt nicht hierher!“ haben wir, manchmal zu unserem eigenen Erstaunen, in immer wiederkehrenden Phasen hartnäckigsten Arbeitens zehn anspruchsvolle und zum Teil sehr umfangreiche Arbeitspapiere herstellen können.

Im folgenden möchten wir einige Erläuterungen zum Entstehungskontext und zur Geschichte des Arbeitspapiers Nr. 9 („Macht“) geben, um den Prozeß, die Praxis der Wirklichkeitsprüfung noch einmal an einem Beispiel zu skizzieren.

Das Arbeitspapier Nr. 9 („Macht“) entwickelte sich zunächst aus der Diskussion von Übergriffen in universitären Seminaren zum Thema Sexualität. Wir sind der Frage nachgegangen, wie Gruppenprozesse, geschickt ausgenutzt, dazu führen können, daß GruppenleiterInnen persönliche „Macht“ (z. B. sexuelle Ausbeutung) gegenüber einzelnen GruppenteilnehmerInnen ausüben können, ohne daß die Mehrheit der GruppenteilnehmerInnen eine „Machtausübung“ wahrnimmt. Wir haben die Psycho-Logik dieses Geschehens in dem Arbeitspapier Nr. 9 überzeugend analysiert.

Ein weiterer Ansatzpunkt für das Interesse an „Macht“ war eine Frage, die wir schon in unserem Arbeitspapier Nr. 6 aufgeworfen hatten: Wie kann man/frau sich gegen „konstruktivistischen“ Machtmißbrauch wehren? Mit Machtmißbrauch sind hier Formulierungen im Diskurs gemeint die etwa folgendes Gepräge haben: „Das ist doch Unsinn, was Du da sagst: Denk Dir doch einfach mal was anderes aus! Find doch einfach mal zu Deiner positiven Mitte, anstatt Dich immer über mich zu ärgern! Mach Dir doch einfach mal gute Vorstellungen zu dem, was ich mache!“ In diesen Äußerungen tarnt sich hinter vorgeblicher Liberalität der Anspruch auf Richtigkeit und Angemessenheit eigener Konstruktionen.

Ausgehend davon stellten wir die Frage, was geschieht, wenn wir uns auf das Wort „Macht“ einlassen, es sprachkritisch untersuchen und dabei insbesondere die Verwendung des Wortes „Macht“ in unserer

Kultur beleuchten. Wir wollten also das Wort „Macht“ durchaus verwenden, wollten aber gleichzeitig versuchen, nicht der kommunal überdefinierten Bedeutung dieses Wortes a priori zu erliegen. Geholfen hat uns dabei ein Artikel von Marianne Krüll.<sup>15</sup>

Eine letzte und besonders intensive Anregung, uns mit dem Begriff „Macht“ zu beschäftigen, entstand aus der Beobachtung universitärer Fakultätsratssitzungen, in denen postmoderne Demokratiekultur anschaulich und lebendig vorgelebt wird. Aus der Beobachtung dieser Sitzungen entstand auch der Wunsch, für die „machtlosen“ SitzungsteilnehmerInnen Coping-Strategien zu entwerfen.

In dieser Gemengelage unterschiedlicher Interessen, Anregungen und Zielsetzungen haben wir uns mit dem Begriff „Macht“ als sozialer Konstruktion beschäftigt und versucht, zu definieren, wie und mit Hilfe welcher Sprachfiguren kommunal zwischen MachthaberInnen und Machtlosen getrennt wird. Wir hatten den faszinierenden Gedanken, daß „Macht“ in unserer Kultur grundsätzlich von den aktuell Beteiligten zunächst erst einmal eingeräumt werden muß, um wirksam werden zu können. Deswegen kann in einer aktuellen Situation, die den Kontext der Machtausübung nahelegt, diese Machteinräumung nicht nur verweigert werden, „Macht“ kann in diesem Sinne sogar ausgeräumt werden (vgl. Arbeitspapier Nr. 9).

In einer folgenden Phase unserer Untersuchung haben wir dann systematisch „Macht-Situationen“ gesammelt und ausgewertet.

Wenn wir die Beziehung zwischen ForscherInnen und Beforschten im Hinblick auf die Beobachtung universitärer Fakultätsratssitzungen reflektieren, können wir sagen, daß uns diese Beziehung sehr intensiv bezüglich der „Machtlosen“ beschäftigt hat. Angesichts der uns erschreckenden und erschütternden Ohnmacht der Gruppe der „Machtlosen“ erschien uns das Aufzeigen von Copingmöglichkeiten unerlässlich, die dieser ermöglichen könnte, vielleicht einmal während einer Sitzung nicht mehr diesen völligen Persönlichkeitsabbau, diese Identitätszerstörung, dieses Fahrenlassen aller Hoffnungen auf Gleichbehandlung und Gerechtigkeit erleben zu müssen. Hier lag für uns auch der entscheidende Verwertungskontext unserer Arbeit.

Die Reflexion unserer Beziehung zu den beforschten „MachthaberInnen“ hat uns weniger interessiert, da in der von uns beobachteten Fakultät eine strukturelle Koppelung mit den „MachthaberInnen“ unmöglich war. Die MachthaberInnen haben unter allen Umständen und mit allen Mitteln ihre vorher festgelegten Ziele durchgesetzt. Die Reflexion unserer Beziehung zu den „MachthaberInnen“ im Rahmen eines emanzipatorischen Paradigmas schien uns überflüssig, da in der von uns beobachteten Fakultät unter den MachthaberInnen keinerlei emanzipatorische Tradition vorhanden war.

Noch eine Bemerkung zu den Grenzen unseres Vorgehens. Wie prinzipiell nicht anders möglich, haben wir nur einige wenige virtuelle Zentren imaginiertes Machtballungen oder Bereiche der Machtausübung untersucht, und auch unsere Untersuchungen unterliegen, wie alle Forschungsergebnisse, der Historizität und der kulturellen Eingebundenheit des Geschehens. Natürlich erhoffen wir gerade von unserem Arbeitspapier Nr. 9 („Macht“), daß es – in unserem Lebensraum einer universitären Fakultät – in einiger Zeit überflüssig oder irrelevant werden könnte. Wir haben zur Zeit diesbezüglich jedoch kaum Hoffnungen, da wir eher eine stetig zunehmende Entdemokratisierung und eine ständig deutlicher werdende offensive Wurschtigkeit wahrnehmen. Vermutlich wird eher eine Karawane an einem Nadelöhr stehenbleiben, als daß an einer universitären Fakultät ein machtfreies und friedliches Miteinander der verschiedenen Gruppen entstehen könnte.

Zum Schluß dieses Abschnittes über die Arbeitsweise der „Bochumer Arbeitsgruppe“ möchten wir noch bemerken, daß unsere Untersuchungen weder Auftrags- noch Qualifikationsarbeiten sind und

---

<sup>15</sup>Der Artikel hat den Titel „Ist die ‚Macht‘ der Männer im Patriarchat nur eine Metapher?“ und ist erschienen in der Zeitschrift für systemische Therapie 4(4):226–231, 1986.

daß wir weder finanzielle noch offizielle organisatorische Unterstützung erhalten. Die TeilnehmerInnen unserer Arbeitsgruppe arbeiten offensichtlich freiwillig mit, ohne Belohnungen (abgesehen von gelegentlichen Kaffees oder Duplos) oder Qualifikationen (abgesehen von gelegentlich lebensrettenden Kognitionen) zu erhalten. Wir wollen hier allerdings nicht verschweigen, daß die Arbeitsgruppe auch eine Art Zufluchtstätte, einen Ort der Sammlung und der geistvollen Einkehr darstellt, der wie eine Insel vom tosenden Ozean psychologischer Dürre umbrandet wird. Wenn im nachhinein überhaupt ein Belohnungsversprechen konstruiert werden kann, dann liegt es wohl in der Möglichkeit begründet, in der intellektuellen Diaspora des etablierten Lehr- und Forschungsbetriebes unserer Fakultät für Psychologie sinnvolle Arbeit leisten und damit einer kognitiven Verkümmern entgegen zu können. Einige MitarbeiterInnen unserer Arbeitsgruppe würden es vielleicht so ausdrücken, daß sie sich durch die Mitarbeit in der Bochumer Arbeitsgruppe bewußt unter den Einfluß dieses kommunalen Systems stellen wollen, ganz im Sinne unseres sozial-konstruktivistischen Menschenbildes.<sup>16</sup>

### **5.3.2 Verfahren, die im Rahmen einer Wirklichkeitsprüfung verwendet werden könnten**

Nach diesem kurzen Einblick in die Praxis der Arbeit der „Bochumer Arbeitsgruppe“ möchten wir im folgenden einige der Verfahren der traditionellen Psychologie beschreiben, auf die unseres Erachtens nach durchaus im Rahmen einer Wirklichkeitsprüfung zurückgegriffen werden kann.

Wir halten es für nicht sinnvoll, im folgenden die klassischen, in der Psychologie nun nachhaltig diskutierten Trennungen etwa zwischen qualitativen und quantitativen, subjektiven und objektiven Verfahren zu wiederholen. Bei allen von uns ausgewählten Methoden scheint es uns entscheidend zu sein, daß diese auf dem Hintergrund einer Kybernetik 2. Ordnung verwendet werden. Damit meinen wir, daß wir uns als ForscherInnen bei der Auswahl, Durchführung und Interpretation von Methoden immer darüber im klaren sein müssen, daß wir durch unsere Tätigkeit einen Gegenstand konstruieren: ihn erschaffen, zurichten, verbiegen etc. Gerade dieser Aspekt wird insbesondere bei sogenannten qualitativen Methoden, die sich ja häufig dem Gegenstand „näher“ wähnen, leider oft vergessen oder vernachlässigt (als Trauerbeispiel siehe das Stichwort „objektive Hermeneutik“).

#### **Kognitionsdiagnostische Verfahren**

Die Kognitionsdiagnostik beschäftigt sich mehr oder weniger individuumzentriert mit verbalen Daten.<sup>17</sup> Diese verbalen Daten können gewonnen werden über

- die Methode des lauten Denkens,
- Gedankenstichproben,
- narrative Interviews,
- Gruppendiskussionen,
- Video-Rekonstruktionen u. v. a.

Exemplarisch möchten wir hier nur auf die Gruppendiskussion eingehen. Dabei treffen sich einige prototypische SozialpartnerInnen und fabulieren zu einem spezifischen Thema, etwa dem Gebrauch von Einweggeschirr in Cafeterien. Diese Gespräche werden aufgezeichnet und ausgewertet. Unter kognitionsdiagnostischer Perspektive werden die Ergebnisse der Gruppendiskussion nun als externalisierte kognitive Prozesse verstanden. Den geneigten Leser und die geneigte Leserin, die sich bis zu eben dieser Stelle des vorliegenden Arbeitspapiers durchgearbeitet haben, wird es nicht verwundern, daß es aus konstruktivistischer Perspektive ziemlich abwegig erscheint, berichtete Kognitionen als

---

<sup>16</sup>Vgl. die Literaturangabe in Fußnote Nr. 5

<sup>17</sup>Vgl. im einzelnen: HUBER, Günter L. ; MANDL, Heinz (Hrsg.) (1982): *Verbale Daten : Eine Einführung in die Grundlagen und Methoden der Erhebung und Auswertung*. – Weinheim : Beltz



Abbild von Tatsächlichkeiten aufzufassen. Wir würden die Äußerungen von DiskursteilnehmerInnen eher als kommunal geprägte Sprachskripte verstehen.<sup>18</sup>

Viele der kognitionsdiagnostischen Verfahren können prä-, peri- und postaktional eingesetzt werden, d. h. vor einem, während eines oder nach einem zu kommentierenden Ereignis. An all diesen Verfahren gefällt uns, daß fast keine inhaltlichen Vorgaben gemacht werden: Befragte können das, was ihnen zu einem Thema wichtig erscheint, selbst definieren und mit ihren eigenen Worten, die allerdings diskursfähig sein müssen, ausdrücken.

### **Kelly-Gitter<sup>19</sup>**

Ausgangspunkt der Theorie persönlicher Konstrukte von G. A. Kelly ist die Annahme, daß Menschen in ihrem Alltag – ganz so wie WissenschaftlerInnen – Theorien über sich und ihre Welt konstruieren, mit deren Hilfe sie Voraussagen über Ereignisse und deren Zusammenhänge zu machen versuchen. Kelly bezeichnet seine philosophische Position als „Konstruktiven Alternativismus“, was uns gut gefällt. Er meint damit, daß alles, was wir heute sehen und meinen, für neue Fragen und nochmaliges Prüfen offen sei, und daß auch die offensichtlich alltäglichsten, plausibelsten und selbstverständlichsten Ereignisse in völlig anderem Licht erscheinen könnten, wenn wir nur erfindungsreich genug wären, sie anders zu (re)konstruieren. Wir möchten an dieser Stelle kurz skizzieren, wie bei der Erhebung eines „Kelly-Gitters“ vorgegangen wird: Zunächst werden konkrete „Objekte“ (das können Personen, Situationen, Ereignisse sein) auf der Grundlage der jeweiligen problemspezifischen Vorgaben gemeinsam mit den KlientInnen ausgewählt. Dann werden verschiedene Objekttripel gebildet und die untersuchte Person muß mit Hilfe selbst gewählter Konstrukte (d. h. sprachlicher Begriffe) entscheiden, inwieweit sich jeweils zwei „Objekte“ ähnlich sind (Konstrukt) und inwieweit sie sich gemeinsam von einem dritten „Objekt“ unterscheiden (Kontrast). Dabei muß die untersuchte Person Vergleiche vornehmen, Ähnlichkeiten definieren und Unterscheidungen treffen. Anschließend erfolgt die Beurteilung jedes einzelnen „Objektes“ anhand des Polaritätsprofils, das durch die begrifflichen Unterscheidungen der Person (Konstrukt und Kontrast) konstituiert wird.

Uns erscheint die Verwendung des Kelly-Gitters als qualitativem und individuumzentriertem Verfahren insofern sehr sinnvoll zu sein, als mit diesem die individuellen Sprachfiguren und -muster der KlientInnen, und nicht die (standardisierten oder stereotypisierten) sprachlichen Vorgaben der ForscherInnen in das Zentrum des Interesses rücken. Das Kelly-Gitter versucht somit eine Fokussierung auf Inhalte, die von den untersuchten Personen selbst für relevant erachtet werden. Mit Hilfe des Kelly-Gitters scheint die Erfassung der Begrifflichkeiten, der kognitiven Schemata, der sprachlichen Weisen der Welterzeugung, der impliziten Theorien als komplexer Ordnungssysteme und die Erfassung der den untersuchten Personen so selbstverständlich erscheinenden Wahrnehmungs- und Interpretationsdimensionen möglich zu werden.

Dabei wird die „Wirklichkeit“ der zu untersuchenden Person von dieser selbst während der Bearbeitung eines Kelly-Gitters immer wieder neu konstruiert. Aktuelle Befindlichkeiten, ja jede neue Erfahrung oder Beobachtung werden so einen Einfluß auf die Wahl der Konstrukte und der Kontraste haben, und mit der Veränderung der Zugehörigkeit zu einem bestimmten kommunalen System, bei einem Systemwechsel etwa, dürften auch Veränderungen in den mitgeteilten Konstrukten erkennbar sein. Auch diese zu erwartende Variabilität in den Antworten der untersuchten Personen gefällt uns als sozialen KonstruktivistInnen sehr gut.

---

<sup>18</sup>Vgl. RÖSELER, Sabine ; RUDOLPH, Eva-Maria (1991): *Antilittering : Ein Beitrag zur Müllreduktion durch die Analyse/Veränderung von Sprach- und Verhaltensskripten*. – Unveröffentlichte Diplomarbeit. – Bochum : Ruhr-Univ., Fak. für Psychologie

<sup>19</sup>BANNISTER, Don & FRANSELLA, Fay (1981): *Der Mensch als Forscher : Die Psychologie der persönlichen Konstrukte*. – Münster ; Aschendorff

Und: GOOHS-KAMMLER, Petra ; GRZEMPOWSKI, Birgit ; WILLUTZKI, Ulrike (1985): *Das Kelly-Gitter als Diagnoseinstrument in Partnerschaften*. – Unveröffentlichte Diplomarbeit. – Bochum : Ruhr-Univ., Fak. für Psychologie

Wir möchten abschließend kurz auf die Gefahr des Mißbrauches des Kelly-Gitters durch naiv-realistisch denkende und arbeitende ForscherInnen hinweisen. So ist es sinnlos, zu glauben, mit dem Kelly-Gitter ließen sich stabile „Eigenschaften“ der untersuchten Personen erfassen.

### **Die Heidelberger Struktur-Legetechnik (SLT)**

Ein weiteres individuumzentriertes diagnostisches Verfahren, welches auch im Rahmen von Wirklichkeitsprüfungen eingesetzt werden kann, ist die von Groeben und Scheele entwickelte Heidelberger Struktur-Legetechnik.<sup>20</sup> Vor dem Hintergrund des kognitivistischen Menschenbildes „Man as Scientist“ definieren Groeben und Scheele die SLT als diagnostische Methode zur „Rekonstruktion subjektiver Theorien mittlerer Reichweite“. Dabei werden unter Theorien mittlerer Reichweite etwa Unterrichtstheorien oder Persönlichkeitstheorien von Lehrern verstanden. In mehreren Einzelsitzungen wird, ausgehend von einem mehr oder weniger standardisierten Interview, zu einem bestimmten Thema gemeinsam mit der befragten Person eine nach den Konventionen der SLT formalisierte Theorie erstellt.

Dabei wird mit Hilfe von Inhalts- und Relationselementen eine Art Netzwerk erstellt. Groeben und Scheele beschränken den Rahmen möglicher Relationen sehr stark, indem sie sich weitgehend an traditioneller zweiwertiger Logik und an einer damit verbundenen Wissenschaftstheorie orientieren und die dort zugelassenen Verknüpfungen auch bei Alltagstheorien als einzig mögliche charakterisieren.

In der Praxis der SLT strukturiert die beschränkte Auswahl vorgesehener Relationen bereits die Interviews: Sie bestimmen Nachfragen, Präzisierung und Akzeptanz möglicher Antworten. Die Theorien sind daher auch nicht subjektiv im Sinne von einzigartig und individuell. Bei den mit Hilfe der SLT erhobenen Daten handelt es sich um wohlüberlegte und durch den Formalisierungssog sehr kohärent konstruierte Plausibilitäten und Mythen. Und gerade als solche werden sie für uns allerdings wieder sehr interessant.

### **Abschließende Bemerkungen**

Weitere Hinweise dazu, wie „Material“ gewonnen werden kann, sowie auch dazu, wie mit diesem „Material“ umgegangen werden könnte (etwa hinsichtlich von Interpretationen), geben z. B. Potter und Wetherell<sup>21</sup> in ihrem Buch über diskursanalytische Verfahren.

Zentrales Anliegen von DiskursanalytikerInnen ist die Untersuchung der konstruktiven und flexiblen Verwendung von Sprache in bestimmten sozialen und kommunalen Kontexten und Systemen. Im Gegensatz zu vielen anderen empirischen Methoden bestimmt bei der Diskursanalyse der Forschungsgegenstand das methodische Vorgehen. Es ist deshalb nahezu unmöglich, die Methode in generalisierbaren, kontextunabhängigen Begriffen zu beschreiben.

Uns gefällt die starke Ausrichtung der Diskursanalyse auf den sozialen Kontext und die von DiskursanalytikerInnen praktizierte Reflexion ihrer Methode. So weisen Potter und Wetherell auf die entscheidende Rolle der Gegenstandskonstitution bzw. -konzeption bei diskursanalytischen Verfahren hin! Außerdem gehen sie davon aus, daß durch die Analyse von Sprache keine Informationen über das Gesagte hinaus gewonnen werden können. Dies halten wir für einen wichtigen Gedanken, den wir aufnehmen möchten, und der auch für die oben dargestellten individuumzentrierten Verfahren gilt.

Auch wenn uns die oben dargestellten individuumzentrierten Verfahren besser gefallen als viele andere, dürfen wir es nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß die hergestellten Daten, und vor allem deren Ordnung und Strukturierung, ohne eine Aufforderung, ja unter Umständen ohne den Zwang

---

<sup>20</sup>Eine genauere Beschreibung findet sich bei: SCHEELE, Brigitte ; GROEBEN, Norbert (1988): *Dialog-Konsens-Methoden*. – Tübingen : Francke

<sup>21</sup>POTTER, Jonathan ; WETHERELL, Margaret (1987): *Discourse and Social Psychology : Beyond Attitudes and Behavior*. – London : Sage

zur Explikation sich so nicht ergeben hätten. So kann es sich bei den mit Hilfe der SLT produzierten formalisierten Theorien natürlich keineswegs um reine, genuin subjektive Konstruktionen handeln, die vor den SLT-Sitzungen und unabhängig von diesen implizit schon in den Personen gewesen sind. Vielmehr sehen wir diese Theorien als Produkt einer Interaktion zwischen InterviewerIn und befragter Person, die innerhalb eines gemeinsam hergestellten kommunalen Systems abläuft.

Ebenso sehen wir die Äußerungen, die KlientInnen z.B. über ihre eigenen Kognitionen machen, als Konstruktionsakt an. KlientInnen stellen sich selbst in ihren Äußerungen her, sie können nicht sagen, wie sie „wirklich“ sind, obwohl sie sich an diesem Anspruch gerne abarbeiten. WirklichkeitssprüferInnen staunen nun ob dieser mitgeteilten Äußerungen und versuchen sie zu verstehen. Dabei ist dieser Verstehensversuch aus konstruktivistischer Sicht ebenfalls ein Konstruktionsakt.

Aus systemischer Perspektive wird individuumzentriertes Vorgehen als doppelter Konstruktionsakt zweier autopoietischer Systeme gesehen, die sich strukturell koppeln müssen, um zu gemeinsam ausgehandelten Aussagen und Vereinbarungen kommen zu können. Im Rahmen einer kommunikativen Validierung können beide KonstrukteurInnen nun versuchen, ihre Konstruktionen wechselseitig abzustimmen und anzupassen, sich auf eine gemeinsame Bedeutung, eine gemeinsame Gültigkeit der Äußerungen zu einigen. Beide sitzen im selben Erhebungs-Boot, welches ein spezifisches kommunales System darstellt, das wieder besonderen kommunalen Einflüssen und Erwartungen ausgesetzt ist. Der Prozeß der kommunikativen Validierung (hier: der strukturellen Koppelung im Sinne Maturanas) wird auf einer weiteren Metaebene selbst wieder zum Objekt des Interesses.

Es stellt sich auch die Frage, ob wir tatsächlich Auskunft darüber geben können, was uns bewegt. Diese sehr wichtige und für die Psychologie äußerst prekäre Frage ist zuletzt insbesondere von Nisbett & Wilson (1977)<sup>22</sup> aufgeworfen worden. Das Problem, auf das Nisbett & Wilson (nicht nur durch die äußerst gelungene Wahl des Titels ihrer Arbeit) hinweisen wollen, ist ja, woher wir eigentlich wissen, was wir zu wissen glauben? Woher wissen wir, was uns bewegt, bewegt hat, bewegen wird? Können wir (z. B. im Rahmen des lauten Denkens) überhaupt Auskunft geben über das, was wir „wirklich“ gedacht haben oder was uns „wirklich“ ausmacht? Wie gut können wir Auskunft geben?

Wir denken, daß diese Fragen nicht richtig gestellt sind. Nisbett & Wilsons Problem ist, daß ihre Fragen durch eine naiv-realistische Abbildlogik bestimmt werden. Es ist in unseren Augen völlig uninteressant, was uns „wirklich“ ausmacht, woher wir die Sprachfiguren haben, die wir uns und anderen Leidtragenden aufsagen, oder ob die Sprachfiguren, die wir uns aufsagen, sinnvoll sind und Bedeutungen unseres Lebens widerspiegeln usw. Entscheidend ist die Frage, ob die (vermutlich meist völlig sinnlosen) Sprachfiguren, die wir ständig zu uns selbst sagen, und die wir im Rahmen einer Kognitions-Diagnostik Diagnostizierenden mitteilen könnten, unsere Kognitionen und unser Verhalten aktuell und in ähnlichen Situationen beeinflussen. Oder kürzer: Hören wir auf das, was wir uns erzählen? Aus unserer Sicht drängt sich hier ein deutliches „Manchmal“ auf.

Außerdem stellen sich für uns noch folgende Fragen: Was erzählen wir eigentlich im Rahmen einer Kognitions-Diagnostik, eigene Geschichten oder kommunal überdefinierte Plausibilitäten? Woher stammen die Konstrukte, die wir im Rahmen eines Kelly-Gitters verwenden? Hier ist unsere (kaum mehr überraschende) Antwort: Personen äußern als prototypische SozialpartnerInnen in aller Regel und überwiegend das, was man/frau in ihren kommunalen Systemen eben so sagt.

## **5.4 Zur „Validität“ von Wirklichkeitsprüfungen**

Wir sehen uns oft der Frage ausgesetzt, welche Kriterien es denn zur Beurteilung unserer Forschung gäbe. Damit meinen die Fragenden, traditionelle „Gütekriterien“ wie Reliabilität und Validität vor

---

<sup>22</sup>NISBETT, Richard E. ; WILSON, Timothy D. (1977): *Telling more than we can know : Verbal reports on mental processes.* – In: *Psychological Review* 84, 231–259

Augen, wie sich denn das beurteilen ließe, was wir in unseren Forschungsbemühungen gemacht haben. Wir denken, daß wir im vierten Kapitel dieses Papiers ausführlich verschiedene Anforderungen (und damit auch „Gütekriterien“) diskutiert haben, denen unserer Ansicht nach der Forschungsprozeß in der Psychologie genügen sollte. Wir gehen im folgenden auf einige Aspekte ein.

Im Rahmen traditioneller psychologischer Forschung ist das Kriterium der Validität, der Gültigkeit psychologischer Aussagen, in ganz spezifischer Weise definiert (oder besser: besetzt). Auch für uns ist es wichtig, daß die „Ergebnisse“ von Wirklichkeitsprüfungen gültig sind. Mit diesem Anspruch auf Gültigkeit von Aussagen stellen wir uns jedoch trotzdem nicht unter den Einfluß der klassischen Definition, sondern wollen versuchen, Gültigkeit in einer – unseres Erachtens – angemesseneren Weise zu definieren.

Um unsere Gedanken zur „Validität“, also zur Gültigkeit psychologischer Forschung, etwas näher zu skizzieren, gehen wir zunächst auf den traditionellen Duktus ein, der durch die Betonung von Meßvorgängen und die Verarbeitung von sich daraus ergebenden Zahlen gekennzeichnet ist. Die vier Validitätsarten von Cook und Campbell<sup>23</sup>, die, so kann man/frau wohl sagen, den Diskurs über Gültigkeitsfragen in der Psychologie dominieren, werden im folgenden vorgestellt und kritisiert. Im Anschluß daran werden wir unsere Vorstellungen von „Validität“ kurz erläutern. Der Gültigkeitskanon von Cook und Campbell besteht aus folgenden Teilen:

- statistische Schlußfolgerungs-Validität,
- interne Validität,
- Konstruktvalidität und
- externe Validität.

Cook und Campbell gehen nun stets davon aus, daß die Aussagemöglichkeit psychologischer Forschung durch mangelnde Validität einer der oben genannten Provenienzen gefährdet sei. Schauen wir uns das einmal an.

Mit Hilfe der **statistischen Schlußfolgerungs-Validität** versucht man/frau eine Antwort auf die Frage zu geben, wie gesichert eine Aussage über den Zusammenhang (die Kovariation) zwischen zwei „gemessenen“ Variablen (z. B. Fernsehkonsum in Stunden pro Woche und Schulnoten als arithmetisches Mittel) ist. Hier spielen die Eigenarten und Sonderheiten statistischer Signifikanztests eine große Rolle. Hauptsächliche Gefahren für die statistische Schlußfolgerungs-Validität dräuen von Verletzungen der Voraussetzungen der einzelnen statistischen Tests, von mangelnden Reliabilitäten der Messungen und von der Heterogenität der Versuchspersonen in den einzelnen Stichproben.

Ist eine Kovariation statistisch gültig etabliert, geht es nach Cook & Campbell bei der **internen Validität** um die Gültigkeit der Schlußfolgerung, daß 2 Variablen nicht nur eine Beziehung aufweisen, sondern daß diese auch eine bestimmte **kausale** Richtung hat. Hauptsächliche Gefahren für die interne Validität dräuen von der Historizität der Versuchspersonen. Damit ist die Reifung von Menschen oder es sind Lerneffekte gemeint, wenn Versuchspersonen also zwischen Prä- und Posttest z. B. älter, weiser, stärker oder klüger geworden sind. Durch verzweifelte Bemühung um Randomisierung, also die Zufallszuweisung von Versuchspersonen zu bestimmten Experimentalgruppen, wird versucht, die soziale Wirklichkeit, die individuellen und kommunalen (Lebens)Geschichten, das Menschsein mit allen gemachten Erfahrungen also, experimentell auszuschließen und seinen störenden Einfluß zu verhindern.

Ist eine gültige Kausal-Beziehung zwischen Variablen etabliert, geht es im Sinne von Cook & Campbell bei der **Konstrukt-Validität** um die Frage, ob das, was im Experiment als Beziehung etwa zwischen

---

<sup>23</sup>COOK, Thomas D. ; CAMPBELL, Donald T. (1979): *Quasi-Experimentation : Design & Analysis Issues for Field Settings*. – Chicago : Rand McNally

den Variablen *A* und *B* „gefunden“ wurde, in Wirklichkeit nicht eher eine Beziehung zwischen den Variablen *A* und *Y*, oder *X* und *B*, oder gar zwischen *X* und *Y* darstellen kann. Es geht hier also um die Gültigkeit, mit der Generalisierungen über Konstrukte höherer Ordnung gemacht werden können. Als gültig wird hier empfunden, wenn eine von einer ExperimentatorIn gefundene intern valide Beziehung gut mit Konstrukten der traditionellen Psychologie in Beziehung zu setzen ist. Hauptsächliche Gefahren für die Konstrukt-Validität dräuen von den Erwartungen her, die die VersuchsleiterInnen selber haben, von den Selbst-Inszenierungen der Versuchspersonen und von Placebo-Effekten.

Ist eine gültige kausale Beziehung zwischen Variablen etabliert und ist es wahrscheinlich, daß diese Beziehung nicht auf andere Konstrukte oder „Stör-Prozesse“ zurückzuführen ist, geht es bei der **externen Validität** um die Frage, ob die vermutete kausale Beziehung zwischen Variablen generalisiert werden kann auf alternative Messungen und auf andere Kontexte, also auf verschiedene Typen von Personen, Situationen und Zeitpunkten. Hauptsächliche Gefahren für die externe Validität dräuen aus den Interaktionen zwischen der Versuchspersonen-Selektion und deren Zuweisung zu bestimmten Experimentalgruppen und der Historizität allen Geschehens. Es wird von Cook & Campbell in diesem Zusammenhang bedauert, daß experimentelle „Befunde“ jeweils nur auf eine bestimmte Zeit und Kultur bezogen und nicht mundan gültig sind.

Es dürfte nach der Lektüre unseres Papiers ziemlich klar sein, daß die von Koch & Lagerglocke skizzierten Bewertungsmaßstäbe für „Forschungsbefunde“ nicht nur knapp an dem vorbeigehen, was wir uns unter Forschung und Forschungsbefunden vorstellen. Nur ganz kurz:

Die statistische Schlußfolgerungs-Validität kann im Rahmen von Wirklichkeitsprüfungen wohl kaum irgendeine Bedeutung haben, da die durch „Messungen“ hergestellten Zahlen und Quantitäten für uns immer nur gleichgültig gewordene Qualitäten sein können. Wir würden in diesem Kontext nicht die Qualität von Zahlen, sondern die Qualität, die Triftigkeit der untersuchten Inhalte sowie deren detailfreudige Skizzierung (Gesten, Skripte) diskutieren.

Die im Rahmen der klassischen internen Validität herbeigezauberte Ahistorizität der Versuchspersonen erscheint uns nur schwer verständlich. Da wir davon ausgehen, daß die psychologisch interessanten Strukturen von Individuen als Systemen (und von Gruppen als Systemen) von ihren jeweiligen Traditionen und ihrer (System-)Geschichte bestimmt sind und werden, ist der Gedanke, daß die „interne“ Gültigkeit einer Untersuchung durch die Historizität der Versuchspersonen gefährdet werden könnte, ziemlich unsinnig. Gerade die Historizität, das „Geworden-Sein von etwas“, und das „Sich-weiter entfalten“ ist das, was in einer Wirklichkeitsprüfung von großem Interesse ist.

Der bei der Diskussion der klassischen Konstruktvalidität überdeutliche Psychologismus, das Reduzieren von aktuellem Verhalten auf „latente“, „dahinter-liegende“ und noch einmal „dahinter-dahinter-liegende“ psychische Dimensionen erscheint uns, wie schon oft angesprochen, unbrauchbar. Wir erachten es auch für wenig wünschenswert, unsere Konstruktionen mit den althergebrachten Erfindungen (psychologischen Konstrukten „höherer“ Ordnung) abzugleichen. Wir gehen im Rahmen von Wirklichkeitsprüfungen statt dessen repertoireorientiert vor. Damit meinen wir, daß bei einer aktuellen Untersuchung von aktuellem Verhalten uns nicht interessiert, welche psychologistische Ur-Dimension (Todestrieb?, Kontrollbedürfnis?) hinter allem steckt, sondern welches Repertoire an Skripten und Mythen in welchem Kontext in welchem kommunalen System vorgeführt wird. Aber auch idio- oder soziosynkratisch definierte semantische Felder und Konnotationshöfe um Begriffe herum liegen in unserem Aufmerksamkeitsbereich. Und je besser wir die aufgeführten Skripte und Diskurse beschreiben und festhalten, desto „valider“, „gültiger“ ist unsere Untersuchung.

Auch die klassische externe Validität mit ihren asystemischen und asozialen Grundüberzeugungen kann in Wirklichkeitsprüfungen keine Rolle spielen, da wir kein Interesse daran haben, berichtete

oder „beobachtete“ Strukturen, Weltansichten und Lebensäußerungen von bestimmten Kontexten innerhalb kommunaler Systeme auf andere Kontexte oder auf andere kommunale Systeme zu übertragen. Dies macht keinen Sinn. Forschung ist unserem Verständnis nach immer bezogen auf die historisch gewachsenen Repertoires einzelner Subjekte innerhalb einzelner sozialer Systeme und damit auf die verschiedenen Kontexte sozialen Geschehens, in denen sich das Subjekt bewegt.

Zum Thema „Bewertungskriterien“ und „Validität“ von Wirklichkeitsprüfungen möchten wir hier noch einige abschließende Bemerkungen machen. Gütekriterien der traditionellen, empiristischen, quantitativen Psychologie wie Reliabilität und Validität ergeben sich ja aus einem doppelten Reduktionsprozeß. Zum einen wird irgendein Verhalten, welches im Blickpunkt des Forschungsinteresses steht, mit Hilfe von „latenten“ Dimensionen psychologisiert verdoppelt, und zum anderen wird das so Verdoppelte mit den sich aus „Messungen“ ergebenden Zahlen noch einmal verdoppelt, wobei traditionellerweise das Hauptaugenmerk auf die interne, quasi algorithmische Widerspruchsfreiheit von Meßvorgängen gerichtet wird. Oder anders ausgedrückt, man/frau versucht im traditionellen Duktus Validität durch ein Messungsverfahren herzustellen. Ganz im Gegensatz dazu möchten wir den Begriff „Validität“ aus unserer Perspektive positiv etwa wie folgt definieren. Valide sind für uns Aussagen,

- die den Bezug zu einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Kultur haben,
- die Gesten und Skripte detailfreudig in ihren jeweiligen kommunalen Kontexten skizzieren und somit repertoireorientiert sind und
- die für alle Beteiligten (Untersuchende und Untersuchte) fruchtbar, d. h. triftig und anschließfähig sind.

Als ForscherInnen haben wir die Aufgabe, in diesem Sinne die Grenzen unserer Aussagen zu reflektieren und explizit zu machen, nicht jedoch zu versuchen, unverdrossen solche Grenzen zu überschreiten.

Während die Bewertung psychologischer Forschung traditioneller Weise im wissenschaftsinternen Diskurs verhandelt wird, ziehen wir es darüber hinaus vor, über die Aussagegültigkeit unserer Wirklichkeitsprüfungen viel lieber mit unserer Untersuchungsklientel zu sprechen bzw. Fragen der Gültigkeit so zu diskutieren, daß die Bedeutung, der Sinn unserer Forschungen für unsere Untersuchungsklientel deutlich wird.

Sehr wichtig erscheint es uns auch, Bewertungskriterien und vor allem Fragen der Wertgebundenheit nicht erst dann zu diskutieren, wenn sozusagen „alles vorbei ist“, sondern den Bewertungsdiskurs permanent im Rahmen einer prozeßhaften Beurteilungsdiagnostik (vgl. Kapitel 4) zu führen. Das könnte etwa wie eine Filteranlage funktionieren, die bestimmte Ideen, die auftauchen und die uns als nicht vereinbar mit unseren in diesem Arbeitspapier formulierten Ansprüchen erscheinen, schon während des Forschungsgeschehens und nicht erst post hoc aussondert.

Bei all' diesen Überlegungen hat es uns außerdem gestört, daß sich das „Neue“ erst langwierig erklären muß, während das „Alte“ ohne gütemäßigen Erklärungsaufwand mit gewohnten Sprechfloskeln und unter inszeniertem Zahlennebel vor sich hin schwadroniert.

## 6 Ausblick

Wir betreiben und propagieren Wirklichkeitsprüfung, weil wir diese, im Vergleich zum Vorgehen der traditionellen empirizistischen Psychologie, für besser, sinnvoller, nützlicher, dem „Gegenstand gerechter werdend“, „der Sache näher kommend“, valider halten.

Wir sagen nicht, daß Wirklichkeitsprüfungen besser sind! Gerade das Verb „sein“ erscheint uns in diesem Zusammenhang mißverständlich und unangebracht. Wir **finden** Wirklichkeitsprüfungen besser!

Wir können und wollen nie beweisen, daß Wirklichkeitsprüfungen besser sind und der „Sache näher kommen“ als der traditionelle psychologische Empirizismus. Was wir aber können und wollen, ist zu zeigen, was wir unter dem von uns „Beobachteten“ und „Geprüften“ verstehen wollen, um anderen die Orientierung auf unsere Konstruktionen von der Realität zu ermöglichen. Wir halten solche Qualifikatoren („besser“, „nützlicher“, „näher“ etc.) für notwendig, um zum einen zu Forschungsaktivitäten und damit zu Weiterentwicklungen unserer Position kommen zu können und um zum anderen aus der endlosen Relativismus-Rekursion herauszukommen.

Ausgehend von einem alten Gedanken von Gergen aus den 70er Jahren möchten wir zum Schluß noch einmal etwas über die Wirkung sagen, die wir uns von unserer Arbeit, von unseren Wirklichkeitsprüfungen, unseren Arbeitspapieren erhoffen. Gergen meint, daß psychologische Theorien durch ihre Veröffentlichung und ihr Absacken in den gesunden Menschenverstand die Welt beeinflussen. Schlimm finden wir es, wenn Männer in Lehrbüchern der Psychologie z. B. lesen können, daß sie mit einem angeborenen und kaum zu bändigenden Sexualtrieb ausgestattet sind. So nimmt es auch kaum Wunder, daß Männer dann in diesem Bereich zu Übergriffen aller Art neigen, die im nachhinein – von deutschen Richtern im Namen des deutschen Volkes – mit einer von Frauen schändlicherweise durch Kleidung und Gesten evo – und provozierten und dadurch unausweichlich gewordenen Triebabfuhr entschuldigt werden.

Im Kontrast zu einigen Auswirkungen traditioneller psychologischer Theorien erhoffen wir uns von unseren Arbeitspapieren Nr. 5 und Nr. 9 die positive Wirkung, daß Ohnmächtige sich darüber klar werden können, wie in Diskussionen Macht und Ohnmacht von den Beteiligten selbst hergestellt werden, und daß ihnen somit in Zukunft zumindest erweiterte Wahlmöglichkeiten für ihr Verhalten zur Verfügung stehen. Arbeitspapier Nr. 8 könnte dazu beitragen, daß Beziehungsverstrickte aller Art nicht nur nicht in ihren Beziehungen dümmmer erscheinen, als sie ohnedies gemacht werden (im Sinne von Karl Kraus), sondern – des Konstruktionsaktes kommunal plausibler Beziehungen einsichtig geworden – sich auch eigenmächtig aus desolaten Verstrickungen lösen und neue Möglichkeitsräume erschließen können.

Wie schon mehrfach angedeutet erhoffen wir uns somit von unserer Arbeit, daß sich für unsere LeserInnen Möglichkeitsräume und Entscheidungsfreiräume ergeben, eröffnen und erweitern.

Erhoffen wir uns zuviel?

**Die Bochumer Arbeitsgruppe für  
Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung**

hat bisher herausgegeben:

**In der Reihe „Arbeitspapiere“:**

- Arbeitspapier Nr. 1: **Kritik der herkömmlichen Psychologie in 176 Thesen**  
(4. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 2: **Erkenntnistheoretische Probleme der Psychologie: Über das Verhältnis von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache**  
(Historische Fassung: Januar 1988)
- Arbeitspapier Nr. 3: **Bemerkungen zum technologischen Funktionsbegriff** (Kleiner Exkurs über die Meinung: „*Es funktioniert aber doch!*“)  
(2. Fassung: Mai 2000)
- Arbeitspapier Nr. 4: **Logik und der Gebrauch von Argumenten**  
(3. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 5: **Diskussions-Skripte**  
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 6: **Konstruktivismus und Ethik** (Ein Dialog)  
(1. Fassung: November 1988)
- Arbeitspapier Nr. 7: **Variationen über den Konstruktivismus**  
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 8: **Beziehungs-Skripte**  
(2. Fassung: Januar 1990)
- Arbeitspapier Nr. 9: **„Macht“**  
(1. Fassung: Oktober 1990)
- Arbeitspapier Nr. 10: **Wirklichkeitsprüfung: Eine sozial-konstruktivistische Forschungsperspektive für die Psychologie**  
(1. Fassung: Januar 1992)
- Arbeitspapier Nr. 11: **Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne**  
(1. Fassung: Dezember 1993)
- Arbeitspapier Nr. 12: **Was Sie schon immer über Sozialen Konstruktivismus wissen wollten und auch zu fragen wagten**  
(Briefe aus den Jahren 1987–1995, nebst Antworten)  
(1. Fassung: Oktober 1995)
- Arbeitspapier Nr. 13: **Theorie und Praxis**  
(1. Fassung: Januar 1997)
- Arbeitspapier Nr. 14: **Was von der Postmoderne übrig blieb - Zeitgemäße Betrachtungen -**  
(1. Fassung: August 2003)
- Arbeitspapier Nr. 15: **Moderne 2.1: Die Arbeit und ihr <Ich>**  
(1. Fassung: Juni 2009)

**In der Reihe „Bochumer Berichte“:**

- Heft Nr. 1: AutorInnenkollektiv: **Automythen. Sprachskripte und Mythen zur Verkehrsmittelwahl**  
(August 1990)
- Heft Nr. 2: Holger Wyrwa: **Zen und Konstruktivismus. Zur konstruktivistischen Prozeß-Erfahrung und zur Satori-Erfahrung im Zen** (November 1994)
- Heft Nr. 3: Jens Faust: **Zur differenzlogischen Interpretation des sozial-konstruktivistischen Personenpersonenkonzeptes** (2. Fassung: Mai 2000)
- Heft Nr. 4: AutorInnenkollektiv: **Medien, Identität: Medienidentität** (Juli 1997)
- Heft Nr. 5: Albertine Devilder: **Skizzen einer sozial-konstruktivistischen Psychologie**  
(März 2001)
- Heft Nr. 6: Alexandra Martz, Svea Steinweg, Pia Maria Gerber: **Konzeptualisierungen von Kultur: J.G. Herder versus S.P. Huntington** (Februar 2005)